Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

zeichen

Nr. 2 | Herbst 2022

STIMMEN ZUM KRIEG IN DER UKRAINE

Inhaltsverzeichnis

3 EDITORIAL

THEMA

4 Vielstimmig und klar solidarisch
Interview mit Gianna Magdalena Schlichte, Jakob Stürmann und Jutta Weduwen

10 Wie sich die ukrainische Gesellschaft seit dem 24. Februar verändert hat.
Denis Trubetskoy

12 Flucht und Vertreibung aus der Ukraine
Franck Düvell

16 Alle Geflüchteten brauchen Solidarität
Natalia Vegrian

20 Von Mensch zu Mensch
Marcin Skrzypek

22 »I'm not a victim. I'm a survivor.«
Portraits von Oleksandra Bienert

26 Flucht, Überleben und schlecht bezahlte Arbeitskraft
Interview mit Oksana Dutchak

28 Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust im Diskurs über den Krieg
Tetiana Pastushenko

32 Ich will alles tun, damit die Erinnerung an die Shoah in der Ukraine wachgehalten wird
Interview mit Boris Zabarko

38 »Offene Wunden Osteuropas«
Ulrike Huhn

40 Wir wurden auseinandergerissen
Interview mit Anzhela Beljak

41 Abermals Überleben
Kateryna Iesikova

PARTNER*INNEN BERICHTEN

44 Weitermachen trotz Krieg

FREIWILLIGE BERICHTEN

48 Schock, Sorgen, Wut und Engagement

ANDACHT

54 Sprachlos leihe ich mir Worte, Bilder, Töne, Gebete
Marie Hecke

55 TERMINE

WEGGEFÄHRT*INNEN

56 Zum Tod von Peter von der Osten-Sacken
Christian Staffa

57 Zofia Posmysz wird uns sehr fehlen
Judith Hoehne-Krawczyk

BILD- UND QUELLENHINWEISE

Titelbild: Alexander Chekmenev
Innenseiten: S. 3 ASF/Ruthe Zuntz, S. 5 ASF, S. 8, 19, 30, 37, 42, 47, 52, 55, 58 Alexander Chekmenev S. 11, 12, 21 Florian Bachmeier, S. 17 Wind of Change, S. 22–25 Oleksandra Bienert, S. 33 Boris Zabarko /privat, S. 38 wbg Theiss, S. 57 IJBS

Titelbild und Portraitserie: Wlad Malaschtschenko führt eine Bäckerei, die landesweit in der Ukraine Kriegsflüchtlinge versorgt. Mehr zu seinem Engagement: S. 55. Mehr über Alexander Chekmenev, den Fotografen der Portraitserie, in diesem *zeichen*: S. 59.

Bilder von Florian Bachmeier: Der Dokumentarfotograf bereist seit 2014 die Ukraine. Seine Bilder zeigen den Krieg, Alltagsszenen und die Landschaft. Sie machen die unmittelbaren Kriegsfolgen, aber auch die tieferen Spuren der Gewalterfahrungen und Umbrüche eindrucksvoll sichtbar. Sie zeugen von Engagement und der Hoffung auf Veränderung im Land.
Bildband: Florian Bachmeier (2021): IN LIMBO, Berlin: Buchkunst Berlin.

IMPRESSUM

Ausgabe: Nr. 2, Herbst 2022, 50. Jahrgang
Auflage: 8.200 Exemplare
ISSN: 2749-5639
Herausgeberin: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin
Redaktion: Jutta Weduwen (verantw.), Matteo Schürenberg, Clara Brahms
Lektorat: Marina Schröder-Heidtmann
Telefon: 030 28 395 184 | Fax: 030 28 395 135
E-Mail: asf@asf-ev.de | Internet: www.asf-ev.de

Gestaltung: ultramarinrot, Berlin
Druck: Druckhaus Dülmen

ASF-Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft Berlin
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00
BIC: BFSWDE33BER

Editorial

Liebe Leser*innen,

Wlad Malaschtschenko ist 26 Jahre alt und führt in Kyjiw eine Bäckerei. Seit Ausbruch des Krieges bäckt er mit der Unterstützung vieler Ehrenamtlicher Brote für Bedürftige: »Die Arbeit gibt mir Kraft. Wenn ich arbeite, denke ich nicht daran, dass ich gleich tot sein könnte. Und wenn ich doch daran denke, möchte ich anderen helfen, was ich tagtäglich tue.«

Die eindrücklichen Porträts des ukrainischen Fotografen Alexander Chekmenev, die sich durch dieses *zeichen* ziehen, sind gezeichnet von Schmerz und Verlust und gleichzeitig von großer Mitmenschlichkeit und couragiertem Engagement.

Der russische Angriffskrieg in der Ukraine erschüttert uns in seiner anhaltenden und rücksichtslosen Zerstörung. Wir möchten in diesem Heft vor allem Menschen aus der Ukraine, unseren Partner*innen, Freund*innen und Freiwilligen das Wort geben. Und auch beleuchten, welche Auswirkungen dieser Krieg auf die Arbeit von ASF hat.

Denis Trubetskoy, politischer Korrespondent aus Kyjiw, beschreibt, wie sich die ukrainische Gesellschaft seit dem 24. Februar verändert hat und analysiert dabei die Zäsuren der Orangen Revolution, der Maidan-Umbrüche und die Bedingungen, die zur Wahl Wolodymyr Selenskyjs führten.

Die ukrainische Sozialforscherin Oksana Dutchak untersucht in ihrem Artikel die Kriegsfolgen für die ukrainischen Frauen und zeigt auch jene Aspekte auf, die weit darüber hinaus gehen, dass Frauen die Ukraine verlassen und Männer an der Front kämpfen. Sie analysiert ebenso wie die Historikerin Tetiana Pestushenko die Auseinandersetzungen mit dem Mythos des *Großen Vaterländischen Krieges*.

Der Migrationsforscher Franck Düvell zeichnet die Fluchtbewegungen innerhalb und außerhalb der Ukraine nach, die schon 2014 einsetzten. Konkret schildern wir die Auswirkungen der Flucht auf die Arbeit des Historikers und Holocaust-Überlebenden Boris Zabarko, der in Stuttgart von zwei ehemaligen ASF-Freiwilligen besucht wurde.

Natalia Vegrian setzt sich für die Belange von Rom*nja in der Ukraine ein, die im Krieg von besonderen Benachteiligungen betroffen sind. Auch die Stimmen ehemaliger Freiwilliger zeigen einen großen Einsatz für Menschen auf der Flucht. Ihre Sprach- und Landeskenntnisse helfen bei diesem Engagement.

Dieser Krieg ist grausam. Er zerstört Leben und erschüttert die Beziehungen und Begegnungen zwischen Menschen, die nun verfeindeten Ländern angehören. Dies konnten wir insbesondere in unserem Internationalen Freiwilligenprogramm in Deutschland erleben, an dem neben Ukrainer*innen auch Freiwillige aus Belarus und Russland teilnehmen. In dem Schmerz liegt aber auch eine Hoffnung, denn wir erleben bei den Freiwilligen zugleich tiefgreifende Reflexionen, Empathie und Annäherungen. Davon erzählen die Freiwilligen-Berichte in diesem Heft.

Der Krieg erschwert ein zentrales Anliegen der Sühnezeichen-Arbeit, die Begegnung mit Menschen in der Ukraine, aber auch in Belarus und Russland. Dieses *zeichen* soll dazu beitragen, dass die Stimmen unserer Partner*innen weiter gehört werden.

Unsere Freiwilligendienste sind ein wichtiger Beitrag zum Frieden. Freiwillige lindern durch ihren Einsatz Not und setzen sich tagtäglich gegen Ausgrenzung ein. Sie teilen die Erinnerungen verfolgter Menschen und ermöglichen Begegnungen trotz trennender und schmerzhafter Geschichten. Auf diese Wirkung unserer Friedensdienste gehen wir in einem Interview mit dem ASF-Vorstand und der Geschäftsführung ein. Und schildern auch unseren Zugang zur Debatte um Waffenlieferungen und militärische Einsätze.

Unsere Arbeit ist notwendig, besonders auch durch unsere engen Kontakte in Mittel- und Osteuropa und unsere Unterstützung für Menschen in und aus der Ukraine. Die ökonomische Krise trifft ASF hart. Bitte unterstützen Sie uns mit einer Spende, soweit Ihnen dies möglich ist.

Ich grüße Sie und Euch in herzlichen Verbundenheit!

Ihre und Eure
Jutta Weduwen, *Geschäftsführerin*

Vielstimmig und klar solidarisch

Ein Gespräch über Bezüge und Standpunkte von ASF zur Arbeit in der Ukraine und zum Angriffskrieg

Der Angriffskrieg gegen die Ukraine trifft auch die Projektarbeit von ASF, vor allem aber die Partner*innen und Freiwilligen aus dem Land hart. Fragen nach Krieg und Frieden, historischer Verantwortung und geschichtspolitischer Instrumentalisierung werden im Verein diskutiert. Zugleich sind Haupt- und Ehrenamtliche sowohl im Land selbst als auch hier in vielen Hilfsprojekten engagiert.

Die Vorstandsmitglieder Gianna Magdalena Schlichte, Jakob Stürmann und die Geschäftsführerin Jutta Weduwen im *zeichen*-Interview mit Matteo Schürenberg, Leiter der ASF-Öffentlichkeitsarbeit.

ASF-*zeichen*: ASF entsendet Freiwillige in die Ukraine und junge Menschen aus dem Land machen mit ASF ihren Freiwilligendienst – wie trifft der Krieg konkret die Arbeit?

Jutta Weduwen: Der russische Angriffskrieg ist auf allen Ebenen grausam. Natürlich ist auch unsere Arbeit im Land stark betroffen und das bereits seit 2014. Im März 2014 war ich in Kyjiw, wir erlebten den großen Willen zum demokratischen Aufbruch und sahen gleichzeitig die Spuren der gewaltvollen Zerschlagungsversuche gegen die Maidan-Proteste. Die Annexion der Krim und der damals gerade von Russland informell begonnene Krieg im Osten erschütterten die Menschen. Wir mussten unsere Freiwilligen von der Krim und aus der Ost-Ukraine zurückrufen, das war schmerzhaft. Seitdem gibt es dort keine Freiwilligen mehr.

Jakob Stürmann: Der Krieg trifft das Land bereits seit 2014. Wer, wie wir, mit Partner*innen aus der Ukraine zusammenarbeitet, weiß das sehr genau. Doch seit dem 24. Februar zielen die Angriffe auf das ganze Land, jede*r ist nun von diesem Krieg direkt betroffen.

Wie reagierte ASF dann nach der Invasion im Februar?

Jutta Weduwen: Wir hatten im Februar alle Freiwilligen schon einige Tage vor der Invasion aus Sicherheitsgründen nach Deutschland geholt. Sie konnten natürlich nicht wieder zurück, ebenso wenig konnten wir Sommerlager im Land organisieren oder im September neue Freiwillige entsenden. Wir sind vor allem erschüttert über die Folgen für die Menschen im Land und auch für unsere Arbeit. Umso wichtiger ist: Freiwillige aus der Ukraine nehmen weiter an Sommerlagern und Freiwilligenprogrammen in Deutschland und Polen teil. Im September konnte ich in Krakau unsere neuen ukrainischen Freiwilligen kennenlernen. Von ihren Erfahrungen und Perspektiven zu lernen, ist für mich sehr wichtig.

Welche Nachrichten bekommt ASF von den Partner*innen und Freiwilligen aus der Ukraine?

Jakob Stürmann: Das ist sehr unterschiedlich, doch alle können nur noch von Tag zu Tag planen. Viele sind geflohen; einige innerhalb des Landes, andere ins Ausland. Auch wenn sie hoffentlich bald zurück können, ihr früheres Leben liegt oftmals nicht nur sinnbildlich in Trümmern. Über das Ausmaß der psychologischen Folgen möchte ich mir gar keine Gedanken machen. Viele im Ausland lebenden Ukrainer*innen bangen auch um Menschen, die im Land geblieben sind. Wehrpflichtige müssen ja bleiben, andere wollen bleiben: um Angehörige zu versorgen, humanitär zu helfen oder um zu kämpfen …

Jakob, Du hingegen hast im Land 2004 einen Friedensdienst geleistet …

… daher erschüttern mich besonders die Lebensgeschichten von Männern und Frauen, die aus der Zivilgesellschaft kommen und sich nun bewusst für die militärische Verteidigung ihres Landes entschieden haben. Bis zum Februar ähnelte ihr Leben denen meiner Freund*innen, nun verteidigen sie ihre Überzeugung und Werte an der Front. Bereits 2014 fielen mit Yurij Matuschak und Vjacheslav Makarenko zwei ehemalige Freiwillige. Sie hatten in Polen einen ASF-Dienst gemacht.

Jutta Weduwen, Matteo Schürenberg, Gianna Schlichte, Jakob Stürmann.

In Russland wiederum, aber auch in Belarus, führt der Krieg zu nochmals verschärften Repressionen gegen die Zivilgesellschaft ...

Jutta Weduwen: ...auch hier sind zur Zeit keine Freiwilligen. In Russland haben wir unter anderem mit der Menschenrechtsorganisation *Memorial* zusammengearbeitet. Einige Mitarbeiter*innen mussten nach massiven Repressionen ins Exil. In Belarus haben inzwischen die meisten unserer Partner*innen das Land verlassen.

Gianna Schlichte: Wir hören oft, wie schwer das Leben im Exil ist. Menschen bangen um ihre Angehörigen und die Zukunft ihres Landes und leben hier oft unter prekären Umständen. Auch dieser Aspekt darf in den Debatten nicht aus dem Blick geraten.

Wie kann ASF in dieser Situation helfen?

Jutta Weduwen: Wir bemühen uns, den Kontakt zu unseren Partner*innen vor Ort und auf der Flucht zu halten. Unsere ukrainische Kollegin Anzhela Beljak koordiniert derzeit von Rumänien aus unter anderem Hilfslieferungen. ASF unterstützt zudem eine Initiative von ehemaligen Freiwilligen für Transporte nach Odesa sowie das *Hilfsnetzwerk für NS-Überlebende aus der Ukraine.* Und unsere Freiwilligenprogramme in Polen und Deutschland bieten für manche junge Menschen aus der Region auch einen Schutzraum vor Krieg und Repression.

Welche Perspektive gibt es für die Zukunft?

Jakob Stürmann: Die meisten Analysen gehen leider von langwierigen Kämpfen aus. Auch wir können nicht sehr weit in die Zukunft planen. Wir werden im Austausch mit unseren Kolleg*innen vor Ort schauen, welche Projekte möglich sind. Sicher ist, dass wir unsere zwanzigjährige Arbeit in und mit der Ukraine fortsetzen werden. Wir können aber keine Freiwilligen in ein Kriegsgebiet schicken. Vorerst ermutigt es mich, wie sich zahlreiche ehemalige Freiwillige einsetzen – humanitär, aber auch in politischen Debatten.

Seit den 1990er Jahren lernten die Freiwilligen die Länder und Menschen in Ostmittel- und Osteuropa kennen – was vorher kaum möglich war. Verstehen sie dank dieser Erfahrung heute die Situation besser?

Gianna Schlichte: Mit ASF tauchen die Freiwilligen nicht nur in ein Land, seine Kulturen und Sprachen ein, sie bekommen auch einen besonderen, historisch-politischen Blick auf die jeweilige Region. Dabei reflektieren wir die historische Verantwortung Deutschlands und unsere Rolle als deutsche NGO. Es ist eine Zusammenarbeit mit unseren Partner*innen auf Augenhöhe, zugleich ist das ein vielstimmiger Dialog.

Jutta Weduwen: Besonders in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion erleben die Freiwilligen die Vielschichtigkeit der Geschichte. Sie beschäftigen sich mit dem deutschen Vernichtungskrieg, der Shoah, der Zwangsarbeit und auch mit den Folgen der stalinistischen Verfolgung sowie den vielen Brüchen und Umbrüchen der letzten Jahrzehnte, die sich an der Multiperspektivität der Erzählungen, Denkmäler und Debatten abzeichnet. Mit dieser Vielschichtigkeit setzen sich unsere Freiwilligen aber auch in anderen Ländern auseinander.

Jakob Stürmann: Diejenigen, die länger in Osteuropa gelebt haben, konnten sich weit vor 2022 viel eher einen solchen Angriff Russlands auf die Ukraine vorstellen. Wir

schärfen unseren Blick durch den Austausch mit unseren Partner*innen vor Ort. In der Ukraine, aber auch in Russland und Belarus hatten sie eine realistischere Einschätzung zur Invasionsgefahr, als dies in Deutschland der Fall war. Fast alle Partnerorganisationen aus diesen drei Ländern, die sich frei äußern können, sind für Waffenlieferungen. Dies hören wir und es beeinflusst unsere Diskussionen.

Jutta Weduwen: Unser grundsätzliches Herangehen hat sich darüber nicht verändert: Unsere Arbeit ist ein Beitrag zum Frieden, zeichenhaft in Form von konkreten Freiwilligendiensten.

Jakob Stürmann: Was sich bei vielen von uns in den letzten Monaten verändert hat, ist der Blick auf die Sicherheitssituation in Europa. Wir diskutieren nun anders über den Weg zum Frieden. Menschen, die dem Verein nahestehen, sprechen sich für Waffenlieferungen aus: um das Recht der Ukraine auf Selbstverteidigung zu unterstützen, den Aggressor zu stoppen und die europäischen Wertvorstellungen zu verteidigen. Andere lehnen Waffenlieferungen ab, sie haben Angst vor einer weiteren Eskalation, oder dass Waffen in falsche Hände geraten. Wir wollen im Austausch bleiben und sehen eine wichtige Aufgabe von ASF darin, die Menschen von vor Ort und Expert*innen für die Region zu Wort kommen zu lassen. Diese Aufgabe erfüllt auch dieses *zeichen*.

Wie verhält sich ASF zu Waffenlieferungen oder militärischen Interventionen?

Jakob Stürmann: Wir haben keine einheitliche Meinung. Klar ist: Allein schon durch unser Gründungsverständnis ist ASF nicht rein pazifistisch. Die Befreiung Europas von den Nationalsozialisten konnte nur mit Waffen erfolgen. Auch in anderen Projektländern sind wir seit Langem mit Krieg und Terror konfrontiert …

Jutta Weduwen: … und zur Frage der Militäreinsätze als Ultima Ratio gibt es auch bei ASF verschiedene Meinungen. Die Positionen, die sich in diesem Krieg zwischen der Ablehnung und der Befürwortung von Waffenlieferungen bewegen, beruhen auf verschiedenen Grundüberzeugungen und Analysen. Ich teile die Sorge um eine Eskalation und dennoch müssen wir uns ja die Frage stellen, wie zum jetzigen Zeitpunkt Leid, Tod, Folter und Zerstörung in der Ukraine beendet werden können, wenn Appelle, Sanktionen und Verhandlungen dies nicht allein vermögen. Es ist nicht die Aufgabe von ASF, in der Frage der militärischen Intervention eindeutige Forderungen zu stellen, die wir nicht gänzlich beurteilen und überblicken können. Gleichzeitig müssen wir Unrecht benennen und dazu eine klare Haltung entwickeln. Und wir dürfen uns eingestehen, dass die friedensethischen Diskussionen auch Dilemmata, Zerrissenheiten und Zweifel auslösen.

In den 1980er Jahren prägte die Friedensbewegung den Verein in einer ganz anderen Konstellation: Kalter Krieg und ein geteiltes Europa. Wie wirkt diese Erfahrung in den heutigen Debatten nach?

Gianna Schlichte: Die Errungenschaften der Friedensbewegung sind nicht nur für ASF bis heute wegweisend. Das Streben nach einem Ende der Blockkonfrontation und Aufrüstung und das Verständnis eines positiven beziehungsweise gerechten Friedens sind mittlerweile tief in der Gesellschaft verankert.

Jakob Stürmann: Wichtig ist dabei, dass wir politische Situationen in ihrem historischen Kontext betrachten. Ich habe großen Respekt davor, wie viele Menschen sich in den 1980er Jahren in Ost und West für Abrüstung eingesetzt haben. Dieser Weg war damals richtig, ist jedoch nicht eins zu eins auf heute übertragbar. Das Recht auf nationale Selbstverteidigung aus der UN-Charta darf nicht ausgehebelt werden, weil der russische Aggressor mit Atomwaffen droht. Diese atomare Erpressung darf nicht aufgehen. Hinzu kommt, dass die russische Führung Menschenrechtsverletzungen im eigenen Land duldet und selbst verübt. Das Militär geht noch weitaus schlimmer in den besetzten Gebieten in der Ukraine vor. Niemand sollte in einem so repressiven Staat leben müssen. Dies sollten wir den Ukrainer*innen zugestehen.

Jutta Weduwen: Auch hierzulande müssen die Öffentlichkeit und die politisch Verantwortlichen sich kritisch fragen, wo nicht nur mit Blick auf Russland Fehleinschätzungen vorlagen und bei den westlichen Interventionen wie in Afghanistan falsche Wege eingeschlagen wurden. Das darf aber nicht zu einer Äquidistanz gegenüber Russland, der NATO, den USA und der Ukraine führen. Ursache und Wirkung sowie die völlig ungleiche Situation von Aggressor und Angegriffenen dürfen wir nicht verwechseln.

Verstellt die historische Erfahrung der Blockkonfrontation zwischen Großmächten den Blick auf die aktuelle Lage in der Ukraine?

Jakob Stürmann: Geschichte kann uns nur als Vergleichsfolie dienen, ohne uns aber bei der gegenwärtigen Analyse im Weg zu stehen. Das ist ein Paradoxon, dass auch viele in ihrer Freiwilligenzeit erleben. Bewusst bewerben wir unsere Freiwilligendienste deshalb nicht mit dem Slogan »aus der Geschichte lernen«. Stattdessen sagen wir: »Geschichte(n) erleben – Verantwortung übernehmen«. So können wir daraus Wertvorstellungen für unser gegenwärtiges Handeln ableiten.

Und die Welt wurde nach Ende des Kalten Krieges nicht einfacher: Ex-Jugoslawien, Ruanda, Afghanistan oder Syrien …

Gianna Schlichte: Die Standpunkte in der Friedensbewegung und bei ASF haben sich mit Blick auf die komplexen Konflikte und Kriege der letzten Jahrzehnte stetig weiterentwickelt, es kam immer wieder auch zu Kontroversen und Neubestimmungen. Es wäre doch merkwürdig, wenn Fragen nach Krieg und Frieden nicht kontrovers wären. Die Debatten bei ASF sind so divers und komplex wie die Welt um uns herum: ohne einfache Lösungen, meistens widersprüchlich – manchmal sehr schwer auszuhalten.

Jutta Weduwen: Dies berührt den Kern der ASF-Arbeit. Unsere Erfahrung mit historischen Konfliktfolgen und aktuellen Konfliktlagen ist die Basis für wirksame Friedensdienste: Wir ermöglichen Begegnungen, die Verletzungen und Zerrüttung nicht negieren, sondern berücksichtigen. Nur so kommen wir zu einer Friedensperspektive. Denn das ist nicht nur eine europäische, sondern eine globale Frage: Stellen wir uns nicht den Wunden unserer Vergangenheit, wird es keine tragfähige Zukunft geben. Diese Erfahrungen werden wir weiter international einbringen, wenn dieser Krieg (hoffentlich einmal) beendet ist.

Gianna Schlichte: Gerade die Vorstellung, dass »europäische« Wertvorstellungen verteidigt werden, irritiert mich aus Sicht der kritischen Friedensforschung und postkolonialen Rechtstheorie. Und meine Erfahrung an Internationalen Strafgerichtshöfen widerspricht dem auch ganz praktisch. Mit diesen Werten wurden Kriege gerechtfertigt, die ihrerseits das Selbstbestimmungsrecht von Staaten und Menschen verletzten. Andererseits werden mit Verweis auf das Selbstbestimmungsrecht der Staaten massive Menschenrechtsverletzungen geduldet. Und auch Kriegsverbrechen werden nur sehr selektiv geahndet …

Dabei wird doch das Völkerrecht immer wieder bemüht – welche Chancen, aber auch welche Grenzen bringt es mit sich?

Gianna Schlichte: So bitter notwendig Regeln und ihre Durchsetzung zwischen Staaten auch sind: Das Völkerrecht ist historisch gewachsen und damit ist ihm die ursprüngliche koloniale Selektivität inhärent. Welche Akteur*innen mit welchen Ansprüchen werden anerkannt, wer hingegen nicht? Das beeinflusst bis heute die Erzählungen, mit denen der Weg zu Krieg und Frieden beschrieben wird. Deswegen bleibt es notwendig »hartnäckige Kritik an dem, was man nicht nicht wollen kann« (Spivak) – also ebenjenen völkerrechtlichen Regelungen und deren Durchsetzung – zu üben, diese aber gleichzeitig gegenüber jenen zu verteidigen, die völkerrechtliche Standards vollständig abschaffen wollen. Vor allem sollte man sich bewusst machen, dass es zynisch ist, ukrainischen Menschen, die sich auf diese rechtlichen Standards berufen, unter Rückgriff auf grundsätzliche Kritik, das Recht in größter Not zu versagen.

In letzter Konsequenz könnte das eine humanitäre Intervention sein – die allerdings ja sehr umstritten sind?

Gianna Schlichte: Ein Eingriff in die staatliche Souveränität mit Waffengewalt ist bei massiven Menschenrechtsverletzungen wie Völkermord unter bestimmten Bedingungen durchaus gerechtfertigt. Hier spielen jedoch auch die rhetorischen Bezüge zu Auschwitz eine legitimierende Rolle, was ich sehr problematisch finde, denn es werden singuläre Ereignisse instrumentalisiert. Eher ist der Fokus des Völkerrechts auf den konkreten Fall hilfreich: Es ist gar nicht nötig auf Auschwitz zurückzugreifen, denn es gibt rechtliche Voraussetzungen, die tatsächlich vorliegen müssen, um zum Beispiel den Tatbestand des Völkermordes zu erfüllen. Das heißt natürlich nicht, dass man sich immer wieder aufs Neue fragen sollte, was »Nie wieder Auschwitz« konkret bedeutet, um Verantwortung übernehmen zu können.

Nicht erst jetzt wurde in dieser Frage die historische Verantwortung Deutschlands angeführt. Schon im Kosovokrieg hieß es: »Nie wieder Auschwitz«, aber auch: »Nie wieder Krieg« …

Jutta Weduwen: Die Forderung Theodor W. Adornos, dass »Auschwitz nicht wieder sei« gilt für viele Menschen als politisch handlungsleitend. Das Postulat lässt uns wachsam sein für die Bedingungen und Vorläufer von Auschwitz, für Krieg, Genozid, antisemitische und rassistische Verfolgung, den Terror der extremen Rechten. Die politischen Forderungen, die sich an diesem Postulat orientieren, können aber sehr unterschiedlich ausfallen, auch bei ASF.

Jakob Stürmann: Erinnerungspolitische Narrative aus der Politik sollten immer kritisch hinterfragt werden. Gabriele Scherle, Mitglied im Vorstand, formulierte einmal treffend, dass Geschichte kein Tatbestand sei, sondern eine immer umkämpfte narrative Vergewisserung. Es gibt kein an sich »richtiges Erinnern«, mit dem ich unzweifelhaft auf der »richtigen Seite« stehe. Das Gedenken bietet keinen unschuldigen und von gegenwärtigen Interessen freien Standpunkt.

Die historische Verantwortung Deutschlands gegenüber dem östlichen Europa ist unglaublich komplex. Sie gilt den osteuropäischen Jüdinnen und Juden, Sinti*zze und Rom*nja und allen Ländern, die aus der Sowjetunion hervorgegangen sind – fälschlicherweise wird sie hier oft nur mit Russland gleichgesetzt. Auch ein Land wie Polen, das durch den Hitler-Stalin Pakt von der Landkarte gewischt wurde, gehört in diese Aufzählung und beide Länder wurden ja auch in unserem Gründungsaufruf genannt. Daraus folgt aber, dass unsere Positionierung hier weniger eine Frage der historischen Verantwortung ist, vielmehr geht es um politische Werte, Menschenrechte, internationales Recht und Nationalstaatlichkeit.

Auch und gerade in Kriegszeiten – was kann ein Friedensdienst nun leisten?

Jutta Weduwen: Ich erlebe, mit welch klugem und differenzierten, aber auch warmem Blick unsere (ehemaligen) Freiwilligen auf die Ereignisse und die betroffenen Menschen schauen und sich selbst dazu ins Verhältnis setzen. Unsere Freiwilligen tragen zeichenhaft zu einem positiven und gerechten Frieden bei: Sie begegnen Überlebenden und ihren Nachkommen, sie schaffen Beziehungen trotz der Wunden der Vergangenheit, sie lindern Not, sie kämpfen jeden Tag gegen Antisemitismus, Rassismus und andere Formen der Ausgrenzung.

Nicht erst seit dem 24. Februar standen besonders unsere Freiwilligen im Internationalen Programm in Deutschland, an dem neben Ukrainer*innen auch Russin*innen und Belarus*innen teilnehmen, unter großen Belastungen. Viele gingen durch schmerzhafte Auseinandersetzungen, die auch in diesem Heft nachzulesen sind. Die Fähigkeit der Reflexion und der Neuausrichtung der Haltungen unserer Freiwilligen, aber auch ihr großes humanitäres Engagement beeindrucken mich tief, das gibt uns Hoffnung.

Dr. Gianna Magdalena Schlichte arbeitet als Juristin bei der Bremischen Bürgerschaft. Zuvor war sie an Internationalen Strafgerichtshöfen tätig. 2022 wurde sie in den ASF-Vorstand gewählt.

Dr. Jakob Stürmann ist am *Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow* tätig. Er war 2004/2005 ASF-Freiwilliger in Simferopol und ist stellvertretender ASF-Vorsitzender.

Jutta Weduwen, Soziologin und Geschäftsführerin von ASF.

Matteo Schürenberg leitet seit September 2022 die Öffentlichkeitsarbeit bei ASF.

Nastja Chmizjuk

19 Jahre alt, ist Kyjiwerin. Nastja kennen auf dem Zentralbahnhof alle. Sie hat hier den Hut auf.

»In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar bemalte ich ein Glas im Stile der Petrikowsker Malerei, war aber eingeschlafen, als mich meine Mutter und mein Opa anriefen und sagten, dass Krieg ist. Ich habe geweint. Die ersten sechs Tage verfolgte ich systematisch die Nachrichten und begriff, dass ich nichts tun kann. Dann bin ich zum Bahnhof gelaufen und begann, über soziale Netzwerke eine Gruppe von Ehrenamtlichen zusammen zu suchen.

Mein Telefon klingelte im Minutentakt. Niemals hätte ich geglaubt, dass sich so viele Menschen nützlich machen wollen. Auf dem Bahnhof hingen Kinderzeichnungen und beim Vorbeigehen weinten wir, verstanden aber, wofür wir all das hier tun. Später baten uns Soldat*innen, ihnen diese Kinderzeichnungen mit an die Front zu geben.

Mein größter Wunsch: Gleich nach unserem Sieg versammle ich meine ganze Verwandtschaft und nehme alle in den Arm. Früher dachte ich, Arbeit sei das wichtigste im Leben, jetzt habe ich begriffen – es sind die Menschen.«

Wie sich die ukrainische Gesellschaft seit dem 24. Februar verändert hat

Die Ukrainer*innen haben sich auf einen langwierigen Kampf eingestellt

Denis Trubetskoy

In den vergangenen 30 Jahren sah sich die unabhängige Ukraine mit umfangreichen Herausforderungen konfrontiert. Es begann mit den wirtschaftlich extrem komplizierten 1990er Jahren, danach kam die *Orange Revolution* 2004. Nach den *Maidan-Umbrüchen* 2014 musste sich das osteuropäische Land schließlich unfreiwillig mit der russischen Annexion der Krim sowie mit dem vom Kreml angefachten Krieg im Donbas auseinandersetzen. Zunächst gab sich die ukrainische Gesellschaft überwiegend politisch desinteressiert. Infolge des auf die Unterschiede zwischen den Landesteilen ausgerichteten Wahlkampfs 2004, an dem russische Politikberater*innen aktiven Anteil hatten, machten sich sowohl im formell prorussischen als auch im formell prowestlichen Lager zeitweise große Differenzen bemerkbar.

Die erste direkte russische Intervention von 2014 hat diese Aufspaltung bereits weitgehend aufgehoben. Es war keineswegs so, als ob etwa die Menschen in der russischsprachigen ostukrainischen Großstadt Charkiw mit der Regierung in Kyjiw immer einverstanden waren, zumal sich der bis 2019 regierende Präsident Petro Poroschenko in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit auf die Wählerschaft in der Westukraine konzentrierte. Die Region Charkiw, in der es gescheiterte Versuche gab, eine eigene »Volksrepublik« auszurufen, grenzt an den Donbas. Man hat dort sehr genau beobachtet, was in Donezk und Luhansk in den letzten acht Jahren passierte. Zudem war Charkiw meist die erste Anlaufstelle für Binnenflüchtlinge aus der benachbarten ostukrainischen Industrieregion.

Zwar hat der Osten stark dazu beigetragen, dass die prorussische Partei *Oppositionsplattform – Für das Leben* um einen engen Verbündeten des russischen Präsidenten Wladimir Putin 2019 den zweiten Platz bei der Parlamentswahl belegte. Das lag aber nicht zuletzt daran, dass aus Perspektive einiger Wähler*innen eine vernünftige, nicht russlandfreundliche, trotzdem aber Kyjiw-kritische Alternative fehlte – auch wenn eine explizit prorussische Minderheit weiterhin existierte. Doch im Grunde genommen war es der Südosten der Ukraine, der Wolodymyr Selenskyj zum Präsidenten wählte und seiner Partei *Diener des Volkes* die absolute Mehrheit im Parlament sicherte. Der Ex-Komiker und Ex-TV-Topmanager trat alles andere als russlandfreundlich an, repräsentiert gleichzeitig aber auch das Gegenteil der patriotischen Agenda seines Gegenspielers Poroschenko um dessen Wahlslogan »Armee! Sprache! Glaube!«

Der 24. Februar hat die Ukraine noch einmal gänzlich verändert

Der große russische Angriff am 24. Februar hat die Ukraine und die Ukrainer*innen nun noch einmal gänzlich verändert. Anfangs herrschte hier in Kyjiw Chaos: Am frühen Morgen, nachdem man um fünf Uhr die ersten Explosionen hörte, ließ sich in der Innenstadt beobachten, wie die Schlangen vor den Supermärkten und den Bankautomaten im Minutentakt immer länger wurden, ja wie die Panik anwuchs – das war auch bei mir so, denn man kann sich auf einen solchen Krieg trotz aller Lebenserfahrung kaum mental vorbereiten. Und am zweiten Tag, als ich die Bilder der ersten russischen Sabotagegruppen in der Nähe meiner Wohnung im nordwestlichen Stadtteil Obolon sah und im Zentrum das Gefühl hatte, dass die Sicherheitsbehörden die Stadt nicht mehr wirklich kontrollieren, bekam ich richtig Angst. Mir war klar, dass Russland bei weitem nicht die Kräfte hat, um Kyjiw zu besetzen und – noch wichtiger – unter eigener Kontrolle zu behalten. Doch die Furcht vor blutigen Straßenkämpfen, vor dem Wegfall der Stromversorgung und des Internets war groß. Das führte bei mir zu der Entscheidung, mich am 26. Februar vorübergehend Richtung Südwesten in den Bezirk Schytomyr zu begeben.

Die Ukrainer*innen haben jedoch schnell festgestellt, dass ihre Armee und die mit freiwilligem Einsatz und in Form von Geldspenden engagierte Gesellschaft gegenüber den angeblich überlegenen Russ*innen erfolgreich standhielten, während der Kreml ganz offensichtlich wirklich davon ausging, die Menschen würden die russischen Truppen mit aufrichtiger Freude empfangen. Der 24. Februar

Ausgebrannte Wohnhäuser in Borodjanka, nordwestlich von Kyjiw

bewirkte hingegen den endgültigen Bruch der Ukrainer*innen mit Russland, der sich 2014 zwar andeutete, aber etwa im Kulturbereich noch nicht vollzogen war. Denn die überwiegende Mehrheit der Menschen konsumierte immer noch russische Pop- und Rap-Musik oder schaute sich russische Serien oder Videoblogs auf Youtube an. Auch damit war auf einmal Schluss.

Die Reaktion auf Butscha und Mariupol ist: jetzt erst recht

Natürlich kann der allgegenwärtige patriotische Aufschwung nicht unendlich auf diesem Niveau verharren. In der Gesellschaft deutete sich mit der Zeit eine gewisse Enttäuschung an, als man sich eingestehen musste, dass dieser Krieg deutlich mehr als nur ein paar Monate dauern wird. Doch auch diese Phase ist längst vorbei, und die Ukrainer*innen haben sich endgültig auf einen langwierigen Kampf eingestellt. Das zeigen auch aktuelle Umfragen übereinstimmend: Mehr als 90 Prozent glauben an einen Sieg der Ukraine, mehr als 80 Prozent lehnen jegliche territoriale Zugeständnisse an Russland ab – dieser Wert ist mit der Zeit weiter angestiegen. Während die russische Führung offenbar auf die Kriegsmüdigkeit der Ukrainer*innen setzt, ist deren Reaktion auf die Tragödien von Butscha, Krementschuk, Mariupol und Winnyzja eindeutig: jetzt erst recht.

Umso irritierter reagieren die Menschen auf westliche Stimmen wie zum Beispiel auf einige »offene Briefe« in Deutschland, die auf einer realitätsfernen Verhandlungslösung bestehen, während die russische Führung an ihren wahnsinnigen Forderungen wie der »Entnazifizierung« und der »Entmilitarisierung« der Ukraine weiterhin festhält. Nachdem Russland in langen, aber erfolgreichen Kämpfen vor allem im Bezirk Luhansk zwischenzeitlich größere Raumgewinne erzielen konnte, läuft derzeit die ukrainische Gegenoffensive mit großer Dynamik. Die russischen Truppen konnten fast komplett aus dem Bezirk Charkiw vertrieben werdem. Es gibt bedeutende Rückeroberungen im Norden des Bezirks Cherson und Geländegewinne in den Bezirken Donezk und Luhansk. Der gezielte Beschuss der Brücken über den Fluss Dnipro und weiterer Knotenpunkte erschwert die russische Logistik immens. Hinzu kommt der psychologische Effekt des überstürzten Rückzugs der russischen Truppen und der chaotischen Mobilisierung.

Unter diesen Umständen hegt die russische Seite Interesse an einem Waffenstillstand – zum eigenen Vorteil. Denn so böte sich die Option zur Stabilisierung der aktuellen Frontlinie und die russische Armee würde Zeit für eine Atempause gewinnen. Es besteht jedoch spätestens seit den Scheinreferenden und der völkerrechtswidrigen Annexion kein Zweifel, dass Wladimir Putin neben dem gesamten Donbas auch an der dauerhaften Besatzung der Bezirke Cherson, Saporischschja und Charkiw interessiert ist. Ein zweiter Angriff auf Kyjiw scheint hingegen kaum machbar zu sein, definitiv stehen jedoch zumindest Odesa und Mykolajiw im Visier der russischen Führung.

Während es aufgrund erheblicher logistischer Probleme immer wahrscheinlicher wird, dass sich Russlands Truppen in Cherson vom rechten Dnipro-Ufer irgendwann zurückziehen werden müssen, wäre es realitätsfern vorauszusagen, wie viel Land die ukrainische Armee tatsächlich befreien kann. Ein langer Abnutzungskrieg lässt sich nur schwer prognostizieren. Klar ist aber, dass ein faktisches Kapitulationsabkommen, wie es die Minsker Vereinbarungen einst waren, Russland Luft verschaffen würde, sich auf einen neuen Großangriff vorzubereiten. Die traumatisierte ukrainische Gesellschaft bleibt auch in Zeiten des großen russischen Angriffskrieges ein von innenpolitischer Zerstrittenheit geprägtes komplexes Gesamtgefüge. Doch noch nie war sie sich so einig wie in dem Punkt, dass ein Friedensabkommen nur aus einer starken ukrainischen Position heraus abgeschlossen werden darf.

Denis Trubetskoy schreibt als politischer Korrespondent für viele deutschsprachige Medien und lebt in Kyjiw.

Flucht und Vertreibung aus der Ukraine

Franck Düvell

Aus Cherson Geflüchtete kommen nach tagelanger Fahrt in Saporischschja an.

Am 24. Februar fiel die russische Armee mit rund 150.000 Soldaten von Norden, Osten und Süden in die Ukraine ein. Der Angriff betrifft vor allem das dichtbesiedelte wirtschaftliche Herz der Ukraine. Dazu gehören der Nordosten mit der Hauptstadt Kyjiw, der Osten mit der zweitgrößten Stadt Charkiw und der Donbas mit seinen wichtigen Naturressourcen Gas, Kohle, Erze und vielen Groß- und Industriestädten, vergleichbar dem Ruhrgebiet, und der Südosten mit seinen Flussmündungen, wichtigen Häfen und bedeutenden Weizenanbaugebieten. Odesa im Süden wurde ebenfalls bedroht, insbesondere ein Angriff von See wurde zeitweise befürchtet, dazu kam es schlussendlich aber nicht. Bis Juli 2022 wurde ein Gebiet so groß wie Belgien, die Niederlande und Luxemburg zusammen von Russland besetzt. Das sind 20 Prozent des Landes mit über 2.630 Städten und Dörfern. Direkt betroffen von den Kämpfen und der Besetzung waren zu Beginn rund 16 Millionen Menschen, mehr als ein Drittel der gesamten Bevölkerung, und nach dem Abzug der russischen Armee aus den

Provinzen Schytomyr, Kyjiw, Tschernihiw, Sumy noch immer rund 9,7 Millionen Menschen. Bis Juni 2022 wurden etwa 15 Millionen Quadratmeter Wohnraum zerstört, so dass 800.000 Ukrainer*innen ihre Wohnungen verloren. Ferner wurden rund 1.900 Schulen beschädigt und zehn Prozent gänzlich zerstört, auch einige Universitäten und 160 kulturelle Einrichtungen. Zudem haben 30 bis 50 Prozent aller Unternehmen ihre Tätigkeit eingestellt, so dass die Wirtschaftsleistung 2022 um 33 bis 45 Prozent sinken dürfte.

Eine der größten und schnellsten Fluchtbewegungen seit dem Zweiten Weltkrieg

Bereits am ersten Tag der Invasion flüchteten rund 79.000 Menschen, überwiegend aus dem Westen des Landes (darunter auch der Autor). Die Flucht aus den unter Beschuss stehenden Städten im Osten nach Westen dauert allerdings ein bis zwei Tage, so dass die Zahlen schnell auf rund 200.000 pro Tag anstiegen. Innerhalb von zwei Monaten verließen rund 5,2 Millionen Menschen die Ukraine, 11,1 Millionen bis Mitte August. Seit Mai sind die Zahlen weitgehend stabil, seither nennt das *UN-Flüchtlingskommissariat (UNHCR)* eine Zahl von sieben Millionen Geflüchteten. Darunter sind auch 2,4 Millionen in Russland, von denen aber bis zu 1,2 Millionen gegen ihren Willen dorthin verschleppt wurden. Allerdings waren die Statistiken anfänglich irreführend, da sie zunächst nur die Anzahl der Grenzübertritte und nicht der Personen widerspiegelten. Deshalb enthielten sie hunderttausende Doppelnennungen von Personen, die mehrmals ein- und wieder ausreisten. Auch wurden Personen mehrfach in den verschiedenen EU-Mitgliedstaaten gezählt. Erst ab Mai veröffentlichte das *UNHCR* auch die zunehmenden Rückreisen in die Ukraine, im ersten Kriegsmonat bereits 340.000, eine Million innerhalb von zwei Monaten und bislang 4,8 Millionen (aus Russland gibt es keine belastbaren Zahlen) (Stand 19.8.2022). Erst danach konnte die ungefähre Nettowanderung festgestellt werden: 6,3 Millionen. Von diesen hatten bis August aber nur 3,8 Millionen einen Schutzstatus erhalten. Man kann also etwa 4,7 Millionen Geflüchtete in der EU annehmen.

Die größere Zahl der Geflüchteten blieb – wie im Weltmaßstab die Regel – als Binnenvertriebene innerhalb des Landes. Schon vor der Invasion hatte es eine inländische Absetzbewegung in die Westukraine gegeben. Bei Kriegsausbruch sind die Menschen dann teils aufs Land in ihre Wochenendhäuschen oder in die Städte im Landesinneren und im Westen geflüchtet, etwa nach Lwiw, Winnyzja, Ternopil, Tscherniwzi und Iwano-Frankiwsk. Die Zahl der Binnenvertriebenen lag im Juni zwischen 4,5 Millionen, so die ukrainische Demografin Ella Libanova, und 7,2 Millionen beziehungsweise 6,3 Millionen im August (*International Organization for Migration, IOM*). Allerdings harrten trotz Kriegsgefahr und Beschuss je mehrere hunderttausend Menschen in den Großstädten Kyjiw und Charkiw sowie anderen Städten aus, weshalb die niedrigere Zahl die plausiblere ist.

Insgesamt wurden etwa zehn bis zwölf Millionen Menschen vertrieben, über ein Viertel der gesamten ukrainischen Bevölkerung, in den direkt betroffenen Gebieten waren es teils 80 bis an die 100 Prozent. Aufgrund der russischen Intervention in 2014 gab es vor Kriegsausbruch bereits 1,4 Millionen Binnenvertriebene, die meisten lebten in genau jenen Gebieten, die auch 2022 wieder angegriffen wurden. Sie wurden also jetzt bereits zum zweiten Mal vertrieben. Die Fluchtbewegung aufgrund des russischen Angriffs auf die Ukraine ist damit in Europa und auch im Weltmaßstab nicht nur eine der größten seit dem Zweiten Weltkrieg, sie ist auch eine der schnellsten. So wurden in der Ukraine innerhalb von vier Monaten etwa ebenso viele Menschen vertrieben wie in Syrien innerhalb von vier Jahren.

Relativ sichere Fluchtwege dank Solidarität und offener Grenzen

Bislang kaum angemessen gewürdigt wurde die relativ geordnete Evakuierung. Insbesondere die ukrainische Staatsbahn, unterstützt von Sicherheitskräften auf den Bahnhöfen, hatte innerhalb weniger Wochen 3,5 Millionen Menschen aus den angegriffenen und bedrohten Gebieten im Osten des Landes in die westlichen Landesteile und teils bis nach Polen transportiert. Dies wird bis heute fortgesetzt. Ab dem dritten Kriegstag bis etwa Juli 2022 haben zudem die polnischen, ungarischen, slowakischen und deutschen Eisenbahnen die Ticketpflicht für ukrainische Staatsbürger*innen ausgesetzt. Zudem wurden auch viele Sonderzüge eingesetzt. Dies ermöglichte den kostenlosen Weitertransport etwa nach Warschau, Budapest und Prag und weiter nach Berlin, Hamburg und München. Eine osteuropäische Fluggesellschaft hat sogar 100.000 Freiflüge für Ukrainer*innen angeboten, um etwa nach Irland oder Spanien zu gelangen. Daneben sind Hunderttausende mit Bussen und Kleintransportern evakuiert worden und ebenso viele sind mit dem eigenen Auto geflüchtet.

Auch wenn die Menschen teils 24 Stunden mit der Bahn, 40 Stunden mit dem Bus oder drei, vier Tage mit dem Auto unterwegs waren, so sind sie doch alle relativ schnell an einen sicheren Ort gelangt. Dass es während der Flucht zu keinem weiteren humanitären Drama kam, hatte drei Gründe: Die EU hat die bereits seit 2017 bestehende Visafreiheit aufrechterhalten und die Nachbarländer der Ukraine haben ihre Grenzen offengehalten. Anders als Syrer*innen, Afghan*innen und Iraker*innen 2015/2016 in der Türkei, Griechenland und auf dem Balkan konnten Ukrainer*innen das Land also legal und auf sicherem Wege verlassen. Auch der kurze Landweg begünstigte – anders als etwa die Flucht über das Mittelmeer – die sichere Flucht. Und schließlich hat Russland, bis auf einige Ausnahmen, wie einen Raketenangriff auf den Bahnhof von Kramatorsk mit rund 40 Toten oder den Beschuss von Fluchtfahrzeugen rund um Mariupol, die Fluchtwege kaum bombardiert.

Wer flieht ...

Es sind nicht »die Ukrainer*innen«, die fliehen, die gibt es gar nicht. Vielmehr hat sich, teils bedingt durch die komplexe und wechselhafte Kolonial-, Migrations- und Siedlungsgeschichte rund um das Schwarze Meer eine kulturell, religiös und sprachlich sehr diverse Bevölkerung herausgebildet. Trotz des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust besteht sie auch heute noch aus 130 anerkannten Minderheiten. Die größte Gruppe sind ethnische Russ*innen mit acht Millionen Menschen oder 14,2 Prozent der Gesamtbevölkerung, Tendenz seit 2001 abnehmend (immer weniger ukrainische Staatsbürger*innen geben an, russisch zu sein). Sie stellen außer auf der Krim in keinem Landesteil eine Mehrheit dar, nur in Donezk und Luhansk sind sie mit rund 39 Prozent eine große Gruppe. Daneben gibt es weitere zwei Millionen Angehörige von Minderheitengruppen, 18 Gruppen davon mit mehr als 30.000 Angehörigen, darunter Belarus*innen, Moldawier*innen, Tatar*innen, Bulgar*innen, Ungar*innen, Rumän*innen, Pol*innen, Jüdinnen und Juden, Armenier*innen, Griech*innen und Rom*nja, auch 33.000 Deutsche sind darunter. Zudem gibt es viele religiöse Gruppen: ukrainisch-, russisch-, griechisch- und armenisch-orthodoxe, katholische, protestantische, jüdische und muslimische Gemeinden.

Es dürfen zudem nicht alle ausreisen. Vielmehr hat die Regierung mit Beginn des Angriffs die Generalmobilmachung ausgerufen, demnach dürfen Männer zwischen 18 und 60 Jahren das Land nicht verlassen. So waren es vor allem Frauen, Kinder und Ältere, die außer Landes flohen. Dies ist eine Besonderheit im globalen Migrationsgeschehen. Im Vergleich dazu setzen sich Flüchtlinge weltweit etwa zu gleichen Teilen aus Männern und Frauen zusammen, während jene, die bis nach Europa und in die EU gelangen, etwa zwei Drittel Männer sind.

Im Februar 2022 lebten auch etwa 400.000 Immigrant*innen in der Ukraine. Davon hatten 285.000 Ausländer*innen eine Aufenthaltserlaubnis. Nicht wenige waren aus dem Westen, zum Beispiel Botschaftsangehörige samt Familien, Geschäftsleute, Händler*innen, Bäuer*innen, Mitarbeiter*innen von Hilfsorganisationen, Sprachlehrer*innen, Fußballspieler*innen, Eheleute von ukrainischen Bürger*innen und andere. Die größte Gruppe bestand aus ausländischen Studierenden, ungefähr 75.000, darunter 15.000 Inder*innen, 6.000 Marokkaner*innen und 3.300 Nigerianer*innen. Sie studierten vor allem Medizin und technische Berufe. Attraktiv war die Ukraine aufgrund der vergleichsweise niedrigen Studiengebühren und Lebenshaltungskosten, sie war also Zielland für Studierende aus weniger wohlhabenden Familien. Eine weitere große Gruppe waren Arbeitsmigrant*innen, überwiegend Fachkräfte, die größte Gruppe aus der Türkei.

Darüber hinaus war die Ukraine ein relativ freies und demokratisches und damit sicheres Land für politisch Verfolgte in der Region. Dementsprechend lebten dort bei Kriegsausbruch auch 2.218 Flüchtlinge und 2.800 Asylsuchende aus rund 60 Ländern, darunter einige hundert Afghan*innen, die nach der Machtübernahme der Taliban 2021 evakuiert worden waren. Außerdem lebten in der Ukraine seit den späten 1980er Jahren weitere schätzungsweise 20.000 Afghan*innen sowie 2.500 bis 5.000 Tschetschen*innen die überwiegend die ukrainische Staatsbürgerschaft haben. Die jüngste, und zahlenmäßig wohl größte Gruppe Geflüchteter waren Belarus*innen, die nach der Niederschlagung der dortigen Demokratiebewegung 2020 ins Land kamen. Seit 2021 flohen immer mehr Russ*innen vor politischer Verfolgung in die Ukraine. Insbesondere die vor Verfolgung von Autokraten in Eurasien Geflüchteten wurden durch die Invasion Russlands besonders gefährdet.

Und schließlich gab es irreguläre Migrant*innen aus vielen Ländern in Afrika und Asien, oftmals vormalige Studierende und abgelehnte Asylsuchende, die nach Ablauf ihrer Visa nicht ausgereist waren.

... und wohin?

Bereits vor Kriegsbeginn lebten mindestens rund zwei Millionen Ukrainer*innen in der EU, die meisten davon in Polen, circa 1,2 Millionen, und zwischen 150.000 und 250.000 in Deutschland. Die meisten werden Angehörige in der Ukraine gehabt haben. Weitere 25 Prozent hatten zumindest bereits Migrationsaspiration. Diese Diaspora stellt ein großes Migrationsnetzwerk dar, welches Migration begünstigt und auch die Wahl der Zielorte beeinflusst.

Im ersten Kriegsmonat zogen die meisten Flüchtenden zunächst in die Nachbarstaaten, nach Polen, in die Slowakei, nach Ungarn, Moldawien und Rumänien. Berichte aus Polen wiesen zunächst auf mehrere Millionen Ukrainer*innen hin, allerdings ungeachtet der Tatsache, dass viele mehrfach ein-, wieder zurück- oder weiter nach Deutschland, Irland, in die baltischen und andere Staaten gereist sind. Nach Russland flüchteten anfänglich nur wenige, die Zahlen stiegen erst ab dem dritten Kriegsmonat, teils erzwungenermaßen durch alternativlose Fluchtkorridore und teils sogar durch Deportationen. Dabei verschwand auch eine bislang unbekannte Anzahl Menschen in sogenannten Filtrationslagern. Hier werden die Menschen festgehalten, verhört und ihre Handys ausgelesen. Es gibt zahlreiche Berichte von schweren Übergriffen.

Ab dem zweiten Monat begann dann die Weitermigration aus den Erstaufnahmestaaten in der östlichen EU in andere Mitgliedstaaten oder Nicht-EU-Staaten, teils über mehrere Etappen, etwa über Moldawien und Rumänien in die Türkei und nach Spanien oder aus Polen nach Deutschland und teils weiter in die Niederlande, in die baltischen Staaten oder nach Irland. Demnach registrierte das *UNHCR* im August 2022 2,4 Millionen Menschen in Russland, 1,3 Millionen in Polen, 890.000 in Deutschland und 145.000 in der Türkei. Ab Juni 2022 mehrten sich die Zeichen einer Weiterflucht der in Russland angekommenen Ukrainer*innen in die EU, auch nach Georgien oder sogar zurück in die nicht besetzten Gebiete der Ukraine. Von bislang einigen Zehntausend ist die Rede. Ein breites Netzwerk ehrenamtlicher Helfer*innen unterstützt die aus der Ukraine nach Russland Geflüchteten und Verschleppten vor Ort und bei der Weiterreise.

Schließlich hatten die Ausreisebeschränkungen für Männer in der Ukraine zur Folge, dass Ausreisewillige sich an Schmuggler wandten, um das Land irregulär zu verlassen. Bis Juli 2022 seien nach Angaben der ukrainischen Behörden 45 »illegale Migrationskanäle beseitigt« worden.

Rückkehrmigration und zirkuläre Flucht

Die Flucht aus der Ukraine in die EU war von Beginn an sehr dynamisch und verlief in verschiedene Richtungen. Schon vom ersten Tag des Krieges an sah man Personen auch in die Ukraine einreisen, zum Beispiel solche, die vor Kriegsausbruch in der EU waren und nach Hause wollten. Zudem begannen auch Geflüchtete schon nach wenigen Wochen zurückzukehren, überwiegend in die relativ sichere Westukraine, nach Kyjiw und Odesa. Teils wollten sie nach ihren Wohnungen oder Geschäften sehen, teils wollten Frauen ihre zwangsweise zurückgebliebenen (Ehe-)Männer oder Eltern besuchen. Angestellte des öffentlichen Dienstes oder Beschäftigte von Unternehmen wurden teils ebenfalls aufgefordert zurückzukehren, anderenfalls würden sie ihre Jobs verlieren. Auch der Beginn des neuen Schuljahres und insbesondere die Einschulung von Erstklässler*innen im September 2022 sind ein weiterer Rückkehrgrund. Andere Ukrainer*innen, beispielsweise auch Rom*nja, wurden eher von den fehlenden Perspektiven in den Aufnahmeländern abgeschreckt. Einige hatten schlicht Heimweh.

Die Rückkehr ist teils eine Rückkehr auf Probe oder auf Zeit, teils aber auch dauerhaft. Im weiteren Verlauf nimmt das Migrationsgeschehen dann eine zumindest in Europa seltene Form an, die wiederholte, zirkuläre oder penduläre Flucht. Es deutet sich an, dass viele Geflüchtete sowohl im Herkunftsland als auch im Aufnahmeland »ein Bein auf dem Boden haben«. Dies wird vor allem aufgrund der geographischen Nähe, der intakten Transportwege sowie der offenen Grenzen möglich.

Schlussfolgerungen

Der Krieg in und die Vertreibung aus der Ukraine sind ein besonderer Fall, sowohl für Europa als auch im internationalen Vergleich. Was einer Reihe von Beobachter*innen wie eine Bevorzugung von Ukrainer*innen erschien, ist zumindest zum Teil diesen Besonderheiten geschuldet. Dazu zählen die litauische, polnische und habsburgische koloniale Vergangenheit, die moralischen Verpflichtungen aufgrund des Faschismus und Zweiten Weltkrieges, die Erfahrungen russisch-sowjetischer Besatzung und kommunistischer Gewaltherrschaft, der EU-Assoziierungs- und seit Juni auch Kandidatenstatus der Ukraine, die nachbarschaftlichen Verpflichtungen sowie die Priorisierung besonders gefährdeter Gruppen – Frauen, Frauen mit Kindern, Ältere und Menschen mit Behinderung – während der Evakuierung. Dass aber die Zerstörungen syrischer Städte durch eben dieselbe Armee ungleich weniger Solidarität mit den dadurch Vertriebenen auslöst(e), bleibt dennoch ein moralisches und politisches Versagen, welches die Glaubwürdigkeit der europäischen Werte in Frage stellt.

Dr. Franck Düvell ist leitender Wissenschaftler am *Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS)* der Universität Osnabrück und koordiniert den Bereich *Forced Migration and Refugee Studies*.

Alle Geflüchteten brauchen Solidarität

Die in Odesa angesiedelte Organisation *Winds of Change* unterstützt Rom*nja auch in Kriegszeiten.

Natalia Vegrian

In der Ukraine lebten vor dem Krieg schätzungsweise bis zu 400.000 Rom*nja. Rund ein Viertel von ihnen haben die Ukraine verlassen und sind nach Moldawien und in Länder der Europäischen Union geflüchtet. Tausende haben in den westlichen Regionen der Ukraine Schutz gesucht. Rom*nja sind in der gesamten Ukraine beheimatet. Überwiegend leben sie im ländlichen Raum oder am Stadtrand, oft unter äußerst prekären Lebensbedingungen. Nach Kriegsbeginn versuchten viele Rom*nja-Familien zu flüchten, doch das gelang längst nicht allen. Die Gründe dafür sind banal – nicht alle verfügen über Dokumente, manchen fehlt schlicht das Geld für die Fahrt. Andere haben es zeitlich nicht geschafft, jene Regionen zu verlassen, in denen der Krieg sich als erstes auswirkte.

Nach Odesa kommen Familien vorrangig aus den Gebieten Cherson, Mykolajiw und Saporischschja. Dabei handelt es sich um kinderreiche Familien, größtenteils sind es nur Frauen und Kinder. Die überwiegende Mehrheit besitzt keinerlei Ausweispapiere, weshalb sie sich nicht als Binnenflüchtlinge registrieren lassen und folglich offiziell auch keine humanitäre Hilfe oder Unterstützungszahlungen beziehen können. Hinzu kommt die ohnehin verbreitete Negativhaltung in der Bevölkerung gegenüber Rom*nja und ihre Diskriminierung.

Diskriminierung erschwert die Flucht

Nach Lwiw in die Westukraine waren vor allem Rom*nja aus Kyjiw und Charkiw geflohen, aber auch aus den Gebieten Luhansk und Donezk. Bereits eine Woche nach der Einrichtung eines städtischen zentralen Aufnahmepunktes für Geflüchtete in einem Sportstadion verlangte dessen Leitung Rom*nja anderweitig unterzubringen und weigerte sich, sie zu verpflegen. Medien berichteten, dass Rom*nja im Gebiet Sakarpattja ebenfalls auf Schwierigkeiten stießen. Auf dem Bahnhof von Uschhorod strandeten unmittelbar nach Kriegsbeginn bereits Dutzende Rom*nja, denen im Unterschied zu anderen Geflüchteten keine Hilfsangebote gemacht wurden. Letztlich erfolgte ihre Unterbringung in Rom*nja-Siedlungen. Nach Angaben von Myroslaw Gorwata, einem leitenden Vertreter der Community, der zugleich als Abgeordneter einen Sitz im Stadtrat von Uschhorod innehat, handelte es sich mittlerweile um bis zu 5.000 Menschen.

Geflüchtete Rom*nja kommen auch in anderen Regionen innerhalb der Ukraine bei Verwandten unter und leben mit ihren Familien in viel zu kleinen Häusern, oftmals ohne Wasseranschluss, Toilette und Strom. Den Kindern fehlt der Zugang zur Schulbildung, da der Unterricht online stattfindet und es dafür Computer und Internet braucht. Außerdem zählen andere für den Lernprozess notwendige Gegenstände wie Schreibwaren und Lehrbücher beim Einkauf nicht zu den Prioritäten vieler Familien.

Unlängst trafen wir in einem abgelegenen Dorf auf eine Rom*nja-Familie. Die Mutter besaß zwar keine Dokumente, ihren Kindern war es jedoch gelungen, Geburtsurkunden für sich selbst ausstellen zu lassen. Nur gab die zuständige Behörde als Geburtsjahr der 2005 zur Welt gekommenen älteren Tochter 2015 an. Als ihre Mutter Beschwerde einreichte und darum bat, die Angaben in der Urkunde zu ändern, erhielt sie als Antwort, sie könne froh darüber sein, überhaupt dieses Papier erhalten zu haben. Jetzt lebt die 17 Jahre alte Teenagerin Diana mit einem Dokument, das sie als siebenjähriges Kind ausweist.

Aufgrund der angeführten Probleme mit den Dokumenten stoßen Rom*nja auch auf Hindernisse bei der Gesundheitsversorgung, da sie nicht in der Lage sind, eine schriftliche Vereinbarung mit einem Hausarzt oder einer Hausärztin abzuschließen. Uns ist bereits ein Vorfall bekannt, bei dem einer Romni nach der Geburt im Krankenhaus versucht wurde, ihr Kind vorzuenthalten, da sie über keinerlei Papiere verfügte. Glücklicherweise haben wir rechtzeitig davon er-

Natalia Vegrian mit einer Familie bei der Verteilung von Lebensmitteln und Windeln im Umland von Odesa, Frühjahr 2022

fahren und uns dafür eingesetzt, dass entsprechende Papiere schnell ausgestellt wurden. Doch diese Episode illustriert, weshalb Romnja nicht selten eine Hausgeburt bevorzugen, was wiederum im Weiteren die Ausstellung entsprechender Dokumente erschwert.

Unserer Organisation ist es ein Anliegen, die Diversität der Gesellschaft als Vorteil und Element der Stärke zu benennen. Dieser Idee entspringt das Konzept unserer praktischen Arbeit. Wir setzen Projekte um, die auf eine gerechte Ressourcenverteilung sowie die Integration von Frauen und Kindern abzielen und sich gegen Diskriminierung und Ausbeutung richten. Da die in ländlichen Gebieten lebenden Rom*nja von den städtischen Zentren für humanitäre Hilfe komplett abgeschnitten sind, treffen unsere mobilen Hilfsgruppen auf eine große Nachfrage. Wir liefern an Rom*nja-Familien Lebensmittelpakete, Hygieneartikel und Kleidung; besteht die Gefahr einer Stromabschaltung, begleichen wir die Stromrechnung.

Unsere Aufklärungsarbeit findet auch unter den jetzigen Bedingungen statt, wobei wir Rom*nja in die Umsetzung unserer Projekte einbeziehen. Außerdem existiert ein Vertrauenstelefon, *Roma SOS*, das auch eingerichtet wurde, um arrangierte Ehen beziehungsweise Zwangsehen im Kindes- und Jugendalter zu verhindern. Am erfolgreichsten läuft unser soziales und unternehmerisches Projekt *Petalenca* in Odesa, bei dem Rom*nja in der Textilproduktion ausgebildet werden, arbeiten und auch den Verkauf übernehmen. Nun wollen wir auch ein Programm zur Förderung freiberuflicher Tätigkeiten für Rom*nja im ländlichen Raum umsetzen.

In den von Russland besetzten Gebieten ist die Lage für Rom*nja extrem schwierig. Wir halten den Kontakt zu Familien in Dörfern in der Region Mykolajiw aufrecht, allerdings fehlen die Voraussetzungen zur Lieferung humanitärer Güter dorthin. Doch Solidarität und gegenseitige Unterstützung innerhalb der Community ermöglichen den Familien das Überleben unter der Besatzung. Und wir suchen weiterhin nach Möglichkeiten, ihnen Hilfe zukommen zu lassen.

Solidarität in der Community ermöglicht Überleben unter der Besatzung

Für die aus den militärisch umkämpften Gebieten geflüchteten Rom*nja braucht es geeignete Bedingungen, damit sie sich an ihren neuen Aufenthaltsorten integrieren können. Nach unserer Erfahrung bei der Unterstützung von Rom*nja ist es das wichtigste Ziel, dass Rom*nja nicht weiter segregiert werden, etwa indem Arbeitsplätze für sie geschaffen werden und indem Rom*nja und Nicht-Romn*ja miteinander kooperieren.

Von Anfang an müssen Beleidigungen und Diskriminierungen aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit unterbunden werden. Neben einer konsequenten Verhängung entsprechender Bußgelder sind auch Schulungen für Journalist*innen notwendig, um Vorfälle, in die Rom*nja verwickelt sind, in den Medien korrekt darzustellen.

Wir sind der Initiative *BerlinOdessaExpress*, die von ASF unterstützt wird, enorm dankbar, dass sie uns mit Hilfsgütern für besonders vom Krieg betroffene Bevölkerungsgruppen versorgen. Dabei geht es nicht nur um materielle Unterstützung, sondern auch um moralischen Zuspruch, da viele in unserem Team psychisch an ihre Grenzen geraten. Unsere Arbeit geht weiter: Nicht nur die Anzahl Geflüchteter nimmt zu, auch ein Ende des Krieges ist nicht in Sicht.

Natalia Vegrian ist Direktorin der Wohltätigkeitsstiftung *Winds of Change* in Odesa.

Taras Kobljuk und Nina Sawenko

Beide 33 Jahre alt, sind ein Kyjiwer Künstlerpaar, das sich mit Lithografie befasst. Als der Krieg begann, evakuierten sie zunächst ihre siebenjährige Tochter Maja aus der Stadt. Sie selbst blieben, kauften Medikamente und lieferten sie in ihrem altersschwachen Volkswagen an betagte Menschen und Kinder, die ihre Wohnorte nicht verlassen konnten. Sie lebten zu diesem Zeitpunkt in einem Zelt in einer unterirdischen Garage gemeinsam mit anderen Bewohner*innen ihres Hauses.

NORDWAY
DOME 2 COMFORT

Von Mensch zu Mensch

Die Unterstützung der Geflüchteten aus der Ukraine in Polen

Marcin Skrzypek

Allein im ersten Monat des Krieges gegen die Ukraine hat Polen eine siebenstellige Zahl von ukrainischen Flüchtlingen aufgenommen. Über 1,4 Millionen Ukrainer*innen sind derzeit im Land als Flüchtlinge registriert. Was können wir aus diesen Erfahrungen, die in der europäischen Nachkriegsgeschichte beispiellos sind, für die Zukunft lernen?

Migration als Herausforderung

Seit vielen Jahren drehen sich Debatten um Migrationsbewegungen darum, welche Staaten geflüchtete Menschen aufnehmen sollen und welche Vorteile, beispielsweise in Form von Zuschüssen, sie im Gegenzug dafür erhalten. Die große Überraschung nach dem russischen Überfall auf die Ukraine war, dass in Polen eine humanitäre Krise durch spontane, selbst organisierte Ehrenamtlichenarbeit und durch die Zusammenarbeit vieler Akteur*innen aus allen Bereichen vermieden werden konnte. Wie das ablief, kann man am Beispiel des *Lubliner Sozialkomitees* nachvollziehen (vgl. https://hf.org.pl/wp-content/uploads/2022/07/Raport_ENG.pdf).

Lubliner Erfahrungen

Das Lubliner Komitee ist ein Netzwerk verschiedener NGOs, dem Rathaus, dem Marschallamt (demokratische Selbstverwaltung einer Woiwodschaft auf lokaler Ebene), Kultureinrichtungen, Hochschulen, Unternehmen und Privatpersonen. Es wurde auf Initiative des Vereins *Homo Faber* gegründet, wobei das Kulturzentrum in Lublin und die Stadtverwaltung Räumlichkeiten und angestelltes Personal zur Verfügung stellten.

Die Mitglieder von *Homo Faber* engagieren sich seit vielen Jahren in der Hilfe für ausländische Staatsangehörige in Lublin. 2021 wurden sie Teil der Hilfsgruppe, die sich auf die direkte Hilfe vor Ort für Menschen konzentriert, die an der polnisch-belarusischen Grenze ausgesetzt wurden. Dank dieser Erfahrungen verfügten sie bei Ausbruch des Krieges auch über ein Netz von Kontakten zu den Behörden. Als sie am Donnerstagmorgen, dem 24. Februar, von dem russischen Angriff erfuhren, begannen sie sofort mit der Koordination der Ehrenamtsarbeit. Sie wussten, dass unmittelbar viele verängstigte, hungrige und übermüdete Menschen an der Grenze auftauchen werden, denen man zu versichern hat, dass sie überleben werden, und denen Perspektiven für die unmittelbare Zukunft aufgezeigt werden müssen.

Von der Notwendigkeit zu helfen

Die Situation an der Grenze zu Belarus hat wohl die gesamte Gesellschaft auf diese Hilfe eingestimmt. Viele Pol*innen waren seit Monaten frustriert, dass sie der unmenschlichen Behandlung von Migrant*innen durch polnische und belarusische Behörden nur passiv zusehen konnten. Die Ankunft der Flüchtlinge aus der Ukraine war eine Art »Befreiung« aus dieser Ohnmacht: Endlich war es möglich, aktiv auf die Gewalt und Ungerechtigkeit in der Welt zu reagieren.

Menschen fuhren privat zur ukrainischen Grenze, um von dort aus Geflüchtete in andere Städte zu bringen. Infolgedessen bildeten sich keine großen Gruppen auf sich allein gestellter Flüchtlinge, sondern sie begannen, sich über ganz Polen und weiter in die Europäische Union zu verstreuen, wo sie in anderen Ländern auf die dezentrale Hilfe vieler Menschen guten Willens trafen.

Das *Polnische Wirtschaftsinstitut* veröffentlichte einen Bericht, der zeigte, dass sich in den ersten Kriegsmonaten 77 Prozent der polnischen Bevölkerung in der Hilfe für ukrainische Geflüchtete engagierten, die für diesen Zweck insgesamt zehn Milliarden Złoty, rund zwei Milliarden Euro, aus ihren privaten Haushaltskassen spendeten.

Logistik der Zusammenarbeit

Die früheren Kontakte von *Homo Faber* zu den Behörden erleichterten es diesen, dem Verein die Initiative zur Organisation der humanitären Hilfe zu übertragen. Das breite Umfeld der Ehrenamtlichen wurde somit durch finanzielle Mittel des Rathauses und des Kulturzentrums in Form von Räumlichkeiten, Entscheidungsbefugnissen und der Arbeit von engagierten Mitarbeiter*innen gestützt.

Innerhalb weniger Tage organisierte das Komitee mehr als 20 Arbeitsteams mit 40 Koordinator*innen und 250 Ehrenamtlichen, die alle lebenswichtigen Bedürfnisse der Flüchtlinge abdeckten.

Organisatorische Abläufe

Gleichzeitig musste auf neue Umstände reagiert werden, beispielsweise auf die Tatsache, dass viele der geflüchteten Menschen nicht weiterfahren, sondern nahe der Grenze verweilen wollten. Wichtig

Flüchtende warten in Lwiw auf den Zug in die polnische Grenzstadt Przemyśl.

war zudem, ein prinzipielles Vertrauen zwischen den Ehrenamtlichen und den Geflüchteten aufzubauen. Viele der geflüchteten Menschen fürchteten sich zunächst, an der Grenze in ein fremdes Auto einzusteigen und nutzten Angebote von zweifelhaften Transportunternehmen, vor denen sie hätten gewarnt werden müssen.

Bis August 2022 hatten mehr als fünf Millionen Ukrainer*innen die Grenze zu Polen überschritten, drei Millionen waren wieder zurückgefahren. Anfang Mai hielten sich rund drei Millionen Ukrainer*innen in Polen auf, von denen etwa die Hälfte Geflüchtete waren. Bei dieser Größenordnung blieb es.

Die Frage nach menschlicher Nähe

Den Ukrainer*innen mit praktischer Solidarität zu begegnen war, auch deshalb einfach, da es ein Volk mit verwandter Kultur und Sprache ist. Leider änderte das nicht viel am Umgang der Grenzpolizei und Politiker*innen mit den geflüchteten Menschen anderer Hautfarbe an der Grenze zu Belarus.

Diese kulturelle Nähe wurde durch jahrzehntelange, vielfältige Bemühungen entwickelt. Wären diese nicht gewesen, hätten uns auch historische Ereignisse im Weg gestanden, wie beispielsweise die Kämpfe zwischen der Ukraine und Polen um Lemberg 1918/1919, die Ermordung von etwa 50.000 Zivilist*innen durch die *Ukrainische Aufstandsarmee* in Wolhynien während des Zweiten Weltkriegs oder einfach der gegenwärtige Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt.

Über die Zeit kamen viele ukrainische Studierende nach Lublin, viele Menschen aus der Ukraine begannen in städtischen und in kulturellen Einrichtungen zu arbeiten. Bei Ausbruch des Krieges gab es etwa eineinhalb Millionen ukrainische Arbeitsmigrant*innen in Polen, so dass die Ankunft von Ukrainer*innen nach dem 24. Februar 2022 in unserem Land nur eine quantitative, nicht aber eine qualitative Veränderung war.

Flexibilität und Empathie

Nach vier Monaten traten neue Probleme auf: etwa die Ausbeutung der Arbeitskraft von Flüchtlingen oder die unklaren Regelungen im Zusammenhang mit sozialen Dienstleistungen wie der Schulbildung für ukrainische Jugendliche. Da sich der Schwerpunkt der Hilfe auf administrative und bürokratische Strukturen verlagert hat, sind deren Maßnahmen nicht immer einfühlsam und gut organisiert.

Fazit

Wenn man den geflüchteten Menschen in ihrer Notlage helfen möchte, muss zunächst dafür gesorgt werden, dass Fremde keine Fremden mehr für uns sind. Es ist auch gut, auf NGOs in der Stadt bauen zu können, die über das soziale Kapital verfügen, um eine schnelle sektorenübergreifende Zusammenarbeit zu ermöglichen.

Damit verschiedene Angelegenheiten unmittelbar behandelt werden können, sollte auch die Bereitschaft zur sogenannten Heterarchie, das heißt zur Umkehrung der Machthierarchie entsprechend den aktuellen Bedürfnissen, vorhanden sein. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass *Homo Faber* in der Lage war, den Ausschuss zu organisieren oder den Beamten in gewisser Weise »Anweisungen zu erteilen«. Dank dieser Zusammenarbeit gab es zum Beispiel in Lublin nur eine Hotline und nicht mehrere wie in anderen Städten.

Hilfe hat immer die Form einer Pyramide: Ganz oben stehen die aktivsten und aufopferungsvollsten Menschen und ganz unten die, die nur eingeschränkt oder punktuell helfen können. Die Idee ist, sie in einem System zusammenzubringen und zu verhindern, dass die Zusammenarbeit nicht von anderen gestört wird.

Marcin Skrzypek ist in der Lubliner Bildungseinrichtung *Brama Grodzka – Teatr NN* verantwortlich für die Freiwilligenarbeit und Projektpartner von ASF.

Übersetzung: Joanna Klick, ASF-Freiwillige in Lublin

»I'm not a victim. I'm a survivor.«

Geflüchtete Frauen in Berlin

Das Projekt beinhaltet eine Fotoserie von Frauen unterschiedlichen Alters, die aufgrund des russischen Krieges in der Ukraine 2022 nach Berlin geflohen sind. Die Frauen stammen aus Kyjiw, Irpin (Kyjiwer Gebiet), Krementschuk und Charkiw.

Der Krieg und die Fluchtsituation entzieht den geflüchteten Menschen ihre gewöhnlichen Rollen. In der fremden Umgebung werden sie zunächst nicht mehr als Ärztinnen, Intellektuelle, Expertinnen, Sängerinnen wahrgenommen, sondern vor allem als Geflüchtete, als Opfer und – so das Gefühl von diesen Menschen – auf diese Rolle reduziert.

Das Projekt möchte dem entgegen wirken und den porträtierten Frauen in der Serie selbst die Entscheidung überlassen, welches Bild von ihnen entsteht und in der Öffentlichkeit sichtbar wird.

Die Porträts wurden in den Monaten März bis Mai 2022 in schwarzweiß vor weißem Hintergrund mit einer analogen Großformatkamera angefertigt. Zu jedem Porträt gibt es einen kurzen Text über die porträtierte Protagonistin, der aus einem Interview zwischen der Fotografin und der porträtierten Frau entstand.

Das Fotoprojekt wurde im Rahmen eines Seminars an der *Ostkreuzschule für Fotografie* entwickelt und mit Unterstützung von *MitOst e. V.* umgesetzt.

Zur Fotografin:
Oleksandra Bienert ist in der Ukraine geboren und lebt in Berlin. Sie studierte Europäische Ethnologie und Public History und ist Community- und Menschenrechtsaktivistin. Nach dem Beginn der flächendeckenden russischen Invasion hat sie sich sprachlos und ohnmächtig gefühlt und suchte nach einem Austausch mit Menschen, die aus der Ukraine nach Berlin geflohen sind. Daraus ist das Fotoprojekt »I'm not a victim. I'm a survivor.« entstanden. Kontakt: oleksandra.bienert@gmx.de

ANJA | 24, Krementschuk/Kyjiw, Regisseurin

»Ich komme aus der Zentralukraine und habe die letzten sieben Jahre in Kyjiw gelebt, wo ich in der Filmproduktion arbeitete.

Im Februar überkam mich eine Todesahnung und ich besuchte daraufhin meine Eltern in Krementschuk. Dort habe ich alte Familienbilder gescannt und mich von unserem kurz zuvor verstorbenen Hund verabschiedet. Am 23. Februar hätte ich beinahe meinen Flug nach Berlin verpasst. Ich fuhr über den Fluss Dnipro zum Flughafen und schaute mit schwerem Herzen aus dem Fenster. Ich dachte an mein Land und konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Ich glaubte aber nicht, dass es Krieg geben wird.

Mich verfolgt das Gefühl, dass ich mich von Zuhause nicht ordentlich verabschieden konnte. Dass ich nicht den Schmerz spüren konnte, den es dort gerade gibt. In Berlin traf ich zufällig Bekannte aus Kyjiw. In einen von ihnen habe ich mich verliebt. Die Liebe wärmt mich auf dem Weg, den ich nicht selbst gewählt habe. Ich habe in meinem Inneren eine Collage der Dankbarkeit entworfen und halte mich daran fest.«

SVITLANA | 45, Irpin/Kyjiw, Krankenschwester

»Ich komme ursprünglich aus Irpin. Die letzten zwei Jahre habe ich in Kyjiw gelebt. Nach dem 24. Februar haben sich meine Eltern zusammen mit den Nachbarn in Irpin im Keller versteckt. Vier Tage lang hatten wir keine Verbindung zu ihnen. Meine Mutter hat eine schwere Behinderung. Sie konnte sich nur dank eines Wunders retten. Währenddessen wurden andere Nachbarn, darunter meine Klassenkamerad*innen in Irpin, von der russischen Armee erschossen. Viele von ihnen wurden im Stadtpark begraben, meine Wohnung befindet sich gegenüber. Ich habe Angst, dort alles mit meinen Augen zu sehen.

Meine Tochter ist fünf. Während unserer Flucht waren wir zweieinhalb Tage mit dem Auto unterwegs. Wir wollten eigentlich nach Spanien, sind aber nach Berlin gekommen, weil hier Bekannte leben. Nach einiger Zeit in Berlin bin ich mit meiner Tochter nach Hamburg umgezogen und habe angefangen Deutsch zu lernen. Ich habe eine gute Arbeit in der medizinischen Forschung.

Zur Zeit kann ich nicht an eine Rückkehr denken. So lange eine Gefahr für meine Tochter besteht, fahre ich nicht zurück. Zu vieles ist unklar und ungewiss.«

ANNA-MARTA | 26, Charkiw, Schauspielerin

»In Charkiw habe ich studiert und in Theatern gespielt. Ich tanze gerne und konnte mich in der Ukraine künstlerisch gut entfalten. Zudem habe ich Projekte mit Kindern organisiert. Nach der Großinvasion verbrachte ich zwei Wochen in einem Keller. Ich hatte Angst, ich werde das Atmen verlernen. Ich hatte dort kein Gefühl für meine Hände, für meinen Körper. Auf der Flucht bin ich alleine durch die Stadt mit der Tasche in der Hand zum Bahnhof gelaufen. Ich fuhr 32 Stunden nach Lwiw. Ich kam Anfang April nach Tschechien und habe dort gekellnert. Von dort fuhr ich nach Wuppertal – ich habe viel über Pina Bausch und ihr Theater gehört. Und von dort nach Berlin.

Berlin liebe ich. Hier kann jede*r sein, wie er oder sie sein will. Ich arbeite wieder mit Kindern und es bereitet mir Freude. Sorgen bereiten mir meine panischen Attacken. Sie haben sich hier verschärft, wie auch die Schuldgefühle, dass ich hier bin.

Ich möchte sehr gern wieder tanzen, als Schauspielerin arbeiten und Tanztheater machen! Man kann ohne Worte alles ausdrücken, was man sagen möchte. Auf der Bühne wird keiner sehen, ob und wie gut ich Deutsch spreche. Wenn ich tanze – lebe ich auf.«

TAMARA | 40, Kyjiw, Wissenschaftlerin

»Ich bin als Soziologin und Genderforscherin tätig und kann mich als Bildungsaktivistin bezeichnen.

Als ich Kyjiw mit dem Evakuierungszug verlassen habe, musste ich an meine Omi denken. Sie war zwölf, als sie ebenfalls mit dem Evakuierungszug durch die Ukraine gefahren ist, damals, während des Zweiten Weltkrieges. Der Zug wurde zerbombt. Meine Oma ist jetzt 93. Sie versteht nicht mehr, was passiert. Vielleicht ist es besser so.

Ich hatte nun Angst, mit dem Zug evakuiert zu werden, und ich hatte Rückblenden in die 1940er Jahre in meinem Kopf. Zum Glück fuhr unser Zug tagsüber und nicht in der Nacht.

In Berlin möchte ich weiter unterrichten und forschen. In der *Kyjiw-Mohyla Akademie*, wo ich unterrichte, wollen sie nun wieder das Studium aufnehmen, aber es ist unklar, ob alle Studierenden am Leben sind.

Meine Forschung setze ich hier weiter fort. Ich habe zuletzt über Frauen in militärischen Kontexten geforscht.«

ALYONA | 37, Kyjiw, Philosophin

»Im ersten Monat in Berlin habe ich versucht, mich hier mental zurecht zu finden. Es fühlt sich so an, als wären mir durch die Flucht alle Rollen, die ich sonst ausgeführt habe, genommen worden. Jetzt bin ich nur noch Mutter. Ich bin keine Intellektuelle mehr, keine Expertin. Durch diese Situation wurde ich aller Rollen beraubt, die ich sonst im Leben hatte.

Ich bin hier mit meinem kleinen Sohn, obwohl wir eigentlich nicht nach Berlin wollten. In Kyjiw zu bleiben, war zu gefährlich, es gab Explosionen und ständig Flugalarm. Nun zuckt er vor jedem lauten Geräusch zusammen.

Bis jetzt weiß ich noch nicht wirklich, was ich hier machen soll. Ich möchte gern zurück in die Ukraine. Ich warte auf ein Signal, welches mir sagen würde: Ja, jetzt darf ich zurück.«

ZHORA | 25, Kyjiw, Dichterin und Barkeeperin

»Ich bin in Kyjiw geboren und aufgewachsen. Dort habe ich in einer Bar gearbeitet, im berühmten Stadtteil Podil in Kyjiw. Ich habe Gedichte veröffentlicht und bin als Dichterin und Performerin aufgetreten.

Nach der Invasion habe ich Berlin als Fluchtpunkt ausgewählt, weil ich diese Stadt schon immer gemocht habe. Außerdem hat sich sich hier eine aktive zivilgesellschaftliche Community gebildet. Zur Zeit lerne ich Deutsch und veranstalte wohltätige Events, zum Beispiel haben wir neulich eine Filmreihe über Rechte der LGBTQI* organisiert.

Ich möchte hier auch weiterhin aktiv sein. Ich träume davon, nach dem Sieg der Ukraine nach Kyjiw zurückzukehren und meine eigene Bar in Podil aufzumachen. Mein tägliches Motto ist: ›Wenn Du siehst, dass etwas verändert werden muss, tu es einfach‹«.

MARYANA | 38, Kyjiw, Sängerin

»Ich bin eine gebürtige Kyjiwerin, hier habe ich Finanzen studiert und bin meiner Leidenschaft, dem Gesang, nachgegangen.

Ich war eine erfolgreiche Sängerin. Wir hatten erst vor kurzem einige spannende Projekte im Bereich der Jazz-Oper. Das war eine neue Art von Oper, ein ganz neues Format.

Daher wollte ich nicht aus der Ukraine wegfahren. Ich wollte Kyjiw nicht verlassen und ich habe bis zuletzt gehofft, die Ereignisse werden sich anders entwickeln. Ich brauchte Kyjiw und dachte, sie sollen die Stadt mit mir zusammen bombardieren.

In Berlin bin ich, weil meine Schwester hier lebt. Und dennoch war es keine Flucht vor etwas, sondern zu etwas. Zu neuen Bekanntschaften und Entwicklungen.«

Flucht, Überleben und schlecht bezahlte Arbeitskraft

Ein Gespräch mit Oksana Dutchak über die Herausforderungen ukrainischer Frauen in Krisenzeiten

***ASF-zeichen*: Nach Beginn der russischen Invasion verließen mehrere Millionen Menschen die Ukraine, überwiegend Frauen. Viele Familien wurden getrennt. Wie wirkt sich das auf die ukrainische Gesamtgesellschaft aus?**

Oksana Dutchak: Signifikant. Aufgrund der Geschlechterungleichheit in der Gesellschaft werden Frauen bestimmte Rollenmodelle und Tätigkeitsfelder zugeschrieben. In erster Linie liegt bei ihnen die Verantwortung für die Kinder, weshalb ihre Ausreise begrüßt wurde. Gleichzeitig sorgen Frauen in Kriegs- und Katastrophenzeiten für die Deckung der Bedürfnisse der Zivilbevölkerung und unterstützen die Front. Im Moment befindet sich die Gesellschaft im Katastrophenzustand, es finden weitreichende Veränderungen statt. Wenn der Krieg hoffentlich irgendwann vorbei ist, wird sich die Frage stellen, ob die Frauen zurückkommen und wohin: Die Wirtschaft kollabiert stellenweise, es gibt keine Arbeit, keinen Wohnraum. Zwar sind ukrainische Frauen voll in den Arbeitsmarkt integriert, werden aber schlechter entlohnt. Jetzt, wo Einkommen generell schwinden oder ganz wegbrechen, verlagert sich die Bewältigung des ökonomischen Überlebens auf die Frauen.

Wie steht es um die soziale Infrastruktur?

Gewöhnlich entlastet sie Frauen bei der Kindererziehung, Altenpflege und dergleichen mehr, jetzt gelangt sie an ihre Grenzen. In Frontnähe sind Kindergärten, Schulen oder medizinische Einrichtungen zerstört oder können aus Sicherheitsgründen nicht genutzt werden. Dort, wohin Menschen geflüchtet sind, ist die Infrastruktur überlastet. Frauen mit geregelten Arbeitszeiten, deren Kleinkinder zu Hause bleiben, können ihrer Arbeit nicht mehr nachgehen.

Wie bewerten Sie die Perspektiven ins Ausland geflüchteter ukrainischer Frauen?

Wer im Ausland bleibt, muss sehen, welche Integrationsmöglichkeiten offenstehen. Es ist klar, dass ukrainische Frauen vorzugsweise in den Bereichen eingesetzt werden, in denen Arbeitskräftemangel herrscht. Vor dem Hintergrund chronischer Überalterung in europäischen Ländern braucht es Personal in der Altenpflege. Zunächst wollte ich die Folgen dieses *care drain*, also der Abwanderung weiblicher Arbeitskräfte in Länder mit höheren Einkommen, für die Familien der betroffenen Frauen und für die ukrainische Gesellschaft untersuchen. Es existieren ja intensive Verschiebungen in dieser Branche, ein *care chain*, was bedeutet, dass polnische Arbeitskräfte aus der Pflegebranche nach Großbritannien oder Deutschland abwandern und ukrainische ihre Plätze in Polen einnehmen. Da das Lohnniveau in der Ukraine so gering ist, dass niemand nachrückt, stehen die Ukrainerinnen in dieser Umverteilungskette ganz unten.

Lässt sich sagen, in welchen Arbeitsbereichen in der Ukraine die kriegsbedingte Flucht von Frauen besonders eklatant zu spüren ist?

Gesicherte Daten liegen bislang nicht vor, dafür bräuchte es gezielte Befragungen in einzelnen Zielländern. Zudem haben wir es mit einer äußert dynamischen Entwicklung zu tun und etliche Geflüchtete sind bereits wieder in die die Ukraine zurückgekehrt – auch deshalb, weil sie im Ausland keinen ihrer Qualifikation entsprechenden Job gefunden haben. In dem Kontext muss der Gesundheitssektor gesondert Erwähnung finden, weil dort bei extrem schlechter Bezahlung sehr viele Frauen beschäftigt sind und bereits vor dem Krieg Arbeitskräfte fehlten. 2019 entstand unter dem Slogan »Mach's wie Nina« eine Bewegung zur Verbesserung der Arbeitsrechte im Gesundheitssektor, die in der Region Lwiw sogar zur Gründung einer Gewerkschaft führte. Auch jetzt spricht die Bewegung offen über Probleme in dem Bereich und kritisiert Gesetzesinitiativen unserer Regierung, die Arbeitsrechte einschränken. Außerdem unterstützt sie Kolleg*innen bei der Evakuierung aus gefährlichen Gebieten. Insgesamt ist zu vermuten, dass sich der Arbeitskräftemangel in Bereichen verschärfen wird, die davon schon vor Kriegsbeginn betroffen waren. Verschärft wird diese Tendenz dadurch, dass die Aufnahmeländer ukrainischer Geflüchteter versuchen werden,

deren Notsituation auszunutzen, um sie im Niedriglohnsektor einzusetzen.

In der Ukraine fanden brutale Vergewaltigungen durch russische Soldaten statt, etwa in Butscha. Wie geht die ukrainische Gesellschaft mit solch traumatischen Vorfällen um?

Das ist ein extrem schwieriges Thema. Es handelt sich um Verbrechen gegen die Menschlichkeit und kann unter als Genozid eingestufte Verbrechen subsumiert werden. Wenngleich ich sehr zurückhaltend bin in Bezug auf die in der Ukraine geführten Diskussionen über einen von Russland verübten Genozid. Mir gefällt diese Rhetorik aus diversen Gründen nicht. Klar ist, dass es viele ähnliche Geschichten gibt, von denen wir nichts wissen, insbesondere in den besetzten Gebieten. Natürlich hoffe ich, dass die Schuldigen vor ein Tribunal gestellt werden. Andererseits haben einige ukrainische Staatsvertreter*innen dieses Thema missbraucht, darunter das Büro der Menschenrechtsbeauftragten, dessen unprofessionelles Vorgehen Fragen moralischer Art aufwarf. Zudem gab es Zweifel an der Echtheit mancher durch das Büro über alle Maßen detailliert und emotional vorgebrachter Angaben. Das spielte jenen in die Hände, die von den Vergewaltigungen nichts wissen wollten. Inzwischen wird weniger darüber gesprochen, doch die Angst vor einem erneuten Aufflammen der Debatte mit neuen Details ist groß.

Frauen in der Opferrolle bilden einen festen Bestandteil jeder Kriegserzählung. Trifft das auch jetzt zu?

Ich habe nicht den Eindruck, dass Frauen in der Ukraine als Opfer betrachtet werden. Es gibt viele Frauen, die trotz etlicher Hürden mit der Waffe kämpfen. Frauen sind in der Bereitstellung der Logistik aktiv oder leisten ehrenamtliche Arbeit, ob bei Spendensammlungen oder der Unterstützung von Geflüchteten. Ihr Engagement ist überall sichtbar.

Erhält der Umstand, dass Frauen mit der Waffe kämpfen, gesonderte Aufmerksamkeit?

Das Thema ist schon seit 2014 in der Öffentlichkeit präsent. Ich selbst musste mir eingestehen, dass ich mich teilweise geirrt habe. Früher stand ich dem ablehnend gegenüber und wertete das als unnötigen Militarismus. Obwohl ich immer noch gemischte Gefühle hege, schätze ich den von Feministinnen häufig vorgebrachten Ansatz, Arbeitsrechte und Sicherheit für Frauen in den Streitkräften gesondert einzufordern. Feministinnen, die selbst damals im Osten der Ukraine gekämpft haben, gingen gegen weit verbreitete Stereotypen und Barrieren für Frauen in der Armee vor, die schließlich per Gesetz abgeschafft wurden. Trotzdem gibt es Widerstände gegen Soldatinnen, auch weil die Gesellschaft im Kern konservativ geblieben ist.

Was kommt nach dem Krieg?

Darüber macht sich in der Ukraine derzeit kaum jemand Gedanken. Bisherige Pläne hinsichtlich der Rückkehrvoraussetzungen für Frauen und Kinder sind alles andere als zufriedenstellend. Ein Teil wird trotzdem zurückkommen, weil sie die Nähe ihrer Angehörigen suchen. Ohne entsprechende Lebensbedingungen vor Ort, wie ausreichend Wohnraum und Arbeitsplätze, sind Spannungen jedoch vorprogrammiert. Allein durch freiwilliges Engagement ist das nicht zu stemmen.

Oksana Dutchak ist stellvertretende Direktorin des *Zentrums für Sozial- und Arbeitsforschung in Kyjiw*. Ihre Interessengebiete beinhalten Fragen sozialer Ungleichheit der Geschlechter und geschlechtsspezifischer, ungleicher Arbeitsbedingungen. Außerdem ist sie Co-Redakteurin der Online-Zeitschrift *Spilne*.

Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust im Diskurs über den Krieg

Tetiana Pastushenko

Im Kampf gegen den ukrainischen Staat und proeuropäische demokratische Kräfte setzt Russland bevorzugt Begrifflichkeiten und Analogien mit Bezug zum Zweiten Weltkrieg ein. Dieser Ansatz bildet ein wichtiges Instrument zur Enthumanisierung des imaginierten Feindes und zur Motivation der eigenen Bevölkerung. Bereits 2004 bezeichneten russische Propagandist*innen die Anhänger*innen von Wiktor Juschtschenko und die an der *Orange Revolution* Beteiligten als »Faschisten«. Als »Nazis und Faschisten« galten auch die Teilnehmenden an der *Revolution der Würde* 2013 bis 2014. Am 24. Februar schließlich sprach Putin bei der Darstellung der Zielsetzung der sogenannten Sonderoperation von »Demilitarisierung und Denazifizierung« der Ukraine. Demgegenüber werden aber auch in Russlands aggressiver Politik von verschiedenen Seiten in diesem Diskurs NS-Parallelen gesehen.

Faschismus gleich »Raschismus«

Nach Russlands Angriff auf die Ukraine 2014 erlangten Vergleiche zwischen der Person des russischen Präsidenten Wladimir Putin mit dem deutschen Führer Adolf Hitler, der Krim-Besetzung mit dem Anschluss Österreichs 1938 und die aggressive Politik der Russischen Föderation mit dem internationalen Auftreten NS-Deutschlands weltweit großen Zuspruch. Im gleichen Jahr formierte sich unter ukrainischen Wissenschaftler*innen und Publizist*innen ein ideologisch gefärbter Terminus zur Bezeichnung von Putins Regime – der »Raschismus«, über den heute auch international diskutiert wird, wie in Beiträgen des US-amerikanischen Historikers Timothy Snyder oder des Kulturwissenschaftlers Mark Lipovetsky. Eines der tragenden Elemente der »Raschismus-Ideologie« ist der Kult des »Großen Vaterländischen Krieges«. Das dahinterstehende Konzept bildet die Grundlage staatlicher Politik und Ideologie im heutigen Russland. Nach Ansicht des Soziologen Boris Dubin stellt dieser Krieg und der in moralischer Hinsicht gerechtfertigte Sieg in den Augen der Bevölkerung Russlands den einzigen Lichtblick in der Geschichte des 20. Jahrhunderts dar.

Der quasireligiöse Kult des »Großen Vaterländischen Krieges« wird am *Tag des Sieges* mit aufwendigen Feierlichkeiten zelebriert, deren politisches Pathos und Ausmaß in keinem Verhältnis zu der Art und Weise stehen, wie dieser Tag zu Sowjetzeiten begangen wurde.

Auf den Sieg über den Nazismus baut auch das Konzept der »russischen Welt« und das Streben nach der Rolle eines Global Player auf.

Putins Regime und der Mythos vom »Großen Vaterländischen Krieg«

Unter Putin durchliefen zentrale Ideen des sowjetischen Erbes einen Wandel, wonach Russland immer auf der Siegerseite steht, der Feind immer aus »Faschisten« besteht, die Staatsmacht aufgrund der nostalgischen Sehnsucht nach einem Führungsanspruch und nach Unbekümmertheit Legitimation erfährt. In Vergessenheit geriet in Russland, dass die gesamte Sowjetunion den Krieg gewonnen hat, nicht allein Russland. Verschwiegen wird der Umstand, dass die Zivilbevölkerung in der vollständig von NS-Deutschland besetzten Ukraine (wie auch in Belarus) weitaus mehr gelitten hat, als die Menschen in den östlicheren und weitgehend unbesetzt gebliebenen Sowjetrepubliken. Undenkbar ist heute der Hinweis, dass damals in der Roten Armee ukrainische Soldat*innen gemeinsam mit russischen gekämpft haben.

Für Putin besteht die Lehre aus dem Zweiten Weltkrieg darin, das Wort »Faschismus« zu deuten, wie es ihm gefällt. Dieses Wort darf zur Hetze gegen jene Anwendung finden, die er zu seinen Feind*innen erkoren hat.

Dieser Kriegsmythos in seiner heutigen Form heizt imperiale Ambitionen regelrecht an: Russland wäre demnach eine Großmacht und der Westen könne sich nicht mit ihr messen. Westliche Staaten seien seinerzeit lediglich Verbündete gewesen, den Sieg errungen

hätten indes die Russen. In diesem Mythos versteckt ist der alte Missionsgedanke, wonach Russland unter Darbringung großer Opfer als Retter der Menschheit in Erscheinung tritt – ob vor den mongolischen Heeren, Napoleon und nicht zuletzt vor dem Faschismus. Nun befreien demzufolge die Russen die Ukraine vom Nazismus. Genau genommen gilt der Sieg im Krieg gegen die Ukraine als Wiederholung des Sieges der Sowjetunion über den Nazismus.

Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in der Ukraine

In der Ukraine nimmt die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg einen wichtigen Platz im historischen Gedächtnis ein, jedoch ohne Führer- oder Totenkult. Einerseits fand in der ukrainischen Gesellschaft die Rehabilitierung der Opfer des Holocaust und des Stalinismus, der Angehörigen der *Organisation Ukrainischer Nationalisten* (OUN) und der *Ukrainischen Aufständischen Armee* (UPA) statt. Andererseits hat sich die Tradition erhalten, den Tag des Sieges und andere »sowjetische Daten« mit Bezug zum Krieg zu feiern.

Gleichzeitig nehmen die seit Ende der 1980er Jahre geführten gesellschaftspolitischen und wissenschaftlichen Debatten um die Frage nach der angemessenen Bezeichnung des Krieges gegen NS-Deutschland kein Ende. Wo der sowjetische Begriff bis in die 2010er Jahre seine wissenschaftliche Relevanz praktisch verloren hatte, blieb der »Große Vaterländische Krieg« in den offiziellen Dokumenten des Präsidenten der Ukraine, des Ministerrates, des Parlaments *Rada* bis 2015 virulent. Erst nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine 2014 verabschiedete die *Rada* am 9. April des Folgejahres ein Gesetz, das im offiziellen Sprachgebrauch den Begriff »Zweiter Weltkrieg« vorschreibt.

Geschichtsnarrative über den Zweiten Weltkrieg im heutigen Krieg Russlands gegen die Ukraine

In der heutigen Ukraine wird die russische Aggression nach wie vor oft mit Analogien zum Zweiten Weltkrieg beschrieben, schlicht deshalb, weil der Zweite Weltkrieg mit unermesslichen Zerstörungen auf dem ukrainischen Gebiet stattfand und heute noch lebende Augenzeug*innen sich an ihn erinnern. Verbal und visuell bleibt diese Erinnerung präsent. Die ukrainischen Präsidenten Petro Poroschenko und Wolodymr Selenskyj haben den Krieg mit Russland mehrfach als »vaterländisch« bezeichnet.

Unter Politolog*innen und Publizist*innen hat sich die gezielte Verwendung beleidigender Namenszuschreibungen für russische Politiker*innen und Propagandist*innen aus dem Arsenal diverser NS-Verbrecher durchgesetzt: Putin gleich Hitler, Lawrow gleich Ribbentrop, Sacharowa, Simonjan, Solowjow gleich Goebbels und dergleichen mehr.

Häufig sind in Interviews von Zeitzeug*innen der russischen Besatzung emotional vorgetragene Vergleiche zu hören, wonach das russische Militär heute schlimmer sei als die NS-Besatzung. Die Ermordung ehemaliger NS-Opfer wie des Buchenwald-Überlebenden Boris Romantschenko bei einem Bombenangriff in Charkiw, der Beschuss des Gedenkortes *Babyn Jar* in Kyjiw oder die Zerstörung des Denkmals für die ermordeten Jüdinnen und Juden in der Schlucht Drobyzkyj Jar in Charkiw weisen offensichtliche Parallelen zum Holocaust auf. Besonders angefacht wurden die Genozid-Debatte und die Vergleiche mit der Vernichtung von Jüdinnen und Juden im Zweiten Weltkrieg durch die Aufdeckung von Verbrechen der russischen Armee in Butscha, Hostomel und Irpin.

Anstelle eines Fazits

Dass heute so stark auf Geschichtsnarrative über den Zweiten Weltkrieg zurück gegriffen wird, um die Begebenheiten im Kontext der russischen Kriegsführung gegen die Ukraine zu deuten und die Meinung in der Weltöffentlichkeit zu gewinnen, lässt sich also einerseits durch die Präsenz der Erinnerung an diesen letzten großen zerstörerischen Krieg in Europa erklären, der bereits damals dieses Land und seine Menschen so hart traf und die nun erneut schwerste Zerstörungen und Übergriffe erleiden müssen. Andererseits zertrümmert der heutige Krieg de facto die Nachkriegsordnung der vergangenen Jahrzehnte.

Abschließend sei hier die Meinung des ukrainischen Historikers Vitali Nachmanowitsch angeführt, wonach der eigentliche Schlüssel zur historischen Einordnung des aktuellen Krieges Russlands gegen die Ukraine in der Auflösung eines »Mythos von Nürnberg« liege. Nach diesem Mythos verkörperte der Nationalsozialismus das einzige Übel gigantischen Ausmaßes in der Welt, gegen das sich alle Alliierten als »Kräfte des Lichts« verbündet hatten – und ließ damit die Schattenseiten der deutsch-sowjetischen Zusammenarbeit im Molotow-Ribbentrop-Pakt bis zum deutschen Angriff 1941 oder der stalinistischen Repressionen, die viele NS-Opfer ein weiteres Mal trafen, unbeleuchtet.

Diese historische Engführung ist demnach bis heute in weiten Teilen der westlichen Öffentlichkeit wirkmächtig und verstellte bislang den Blick auf die weitaus ambivalentere Zeitgeschichte in Mittel- und Osteuropa. Doch der rücksichtslose russische Angriffskrieg lässt diesen Mythos zerfallen und klarer blicken: So könnte der deutsche Überfall auf die Sowjetunion oder deren Rolle bei der Befreiung Europas richtig eingeordnet werden, ohne darüber die stalinistischen Verbrechen oder imperiale Traditionen zu relativieren. Gewissermaßen endet nun erst der Zweite Weltkrieg und wird somit ein politischer Umgang mit dem heutigen Russland ohne Illusionen möglich.

Tetiana Pastushenko ist Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der *Nationalen Akademie der Wissenschaften* der Ukraine.

Boris Jurjewytsch Gawryljuk

1940 in Irpin bei Kyjiw geboren. Seine Kindheit während des Zweiten Weltkriegs verbrachte er im von NS-Deutschland besetzten Kyjiw. Im hohen Alter fand er sich dann mit seiner 81-jährigen Frau unter russischer Besatzung wieder. Er hält Ziegen, die er nicht zurücklassen kann und denen er täglich Auslauf und Futter gibt. Sich selbst hält er für einen reichen Menschen, da ihm täglich eine Ration Milch zur Verfügung steht.

Ich will alles tun, damit die Erinnerung an die Shoah in der Ukraine wachgehalten wird

Interview mit Dr. Boris Zabarko über seine Flucht, historische Vergleiche und Antisemitismus

Ein Schreibtisch, ein kleines Bücherregal, ein Esstisch: Das geräumige Wohnzimmer in der Bleibe von Boris Zabarko in Stuttgart Bad Cannstatt ist spärlich eingerichtet. Für den renommierten Holocaustforscher aus der Ukraine ist es seit seiner Flucht aus Kyjiw Wohn- und Arbeitsort. Er öffnet uns mit einem Lächeln die Tür, grüßt freundlich. »Seine« ehemalige ASF-Freiwillige Amelie Bier nimmt er herzlich in den Arm. Er bietet Kekse, Tee und Kaffee an.

Noch bevor wir mit dem Gespräch beginnen, geht er mit uns zu seinem Bücherregal. Es stehen nur eine Handvoll Bücher hier, auf deren Buchrücken der Name Boris Zabarko in verschiedenen Sprachen steht: ukrainische beziehungsweise russische Ausgaben seiner Werke, zwei deutsche Übersetzungen, drei englische. Zabarko hat über die Geschichte der Shoah in der Ukraine geforscht.

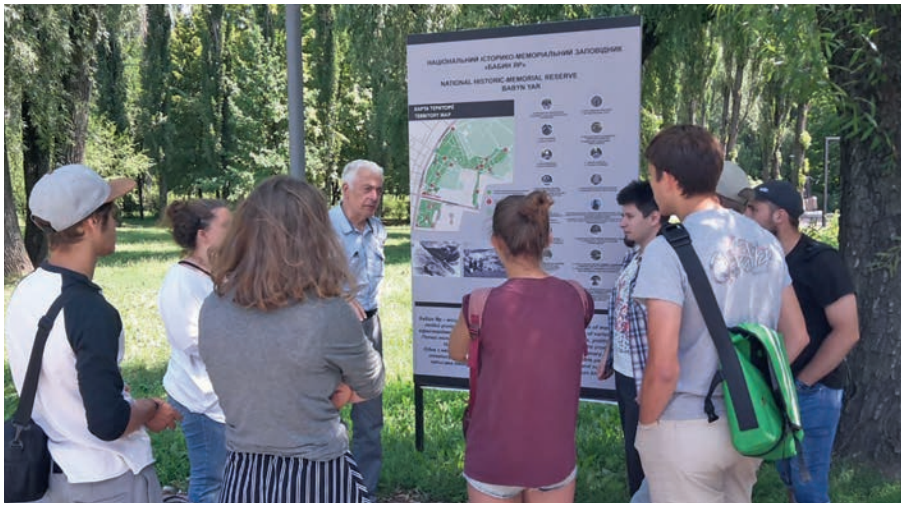
Unzählige Berichte von Überlebenden der Shoah hat er in den Werken »Nur wir haben überlebt« und »Leben und Tod in der Epoche des Holocaust in der Ukraine« festgehalten. Er streicht vorsichtig über die Ausgabe des Buches.

Obwohl der 86-Jährige die zehnstündige Fahrt von Kyjiw nach Lwiw im überfüllten Zug stehend zurücklegen musste, war das für ihn nicht das Schlimmste. »Ich kann noch immer nicht glauben, dass ich meine Heimat verlassen musste. Das tut weh«, sagte der Holocaust-Überlebende nach seiner Ankunft in Budapest. Um weiter nach Deutschland zu kommen, musste Zabarko einige Tage in der ungarischen Hauptstadt überbrücken.

Mehrmals am Tag telefoniert Boris Zabarko mit seinen Schicksalsgefährt*innen in der Ukraine und erkundigt sich nach den neuesten Entwicklungen. Ständigen Kontakt hält er außerdem zu Mitarbeitenden der *Ukrainischen Vereinigung Holocaust-Überlebender* und koordiniert die Verteilung von finanziellen Nothilfen des *Maximilian-Kolbe-Werks* an die Überlebenden vor Ort.

Bücher habe er dankenswerterweise von Freund*innen hier in Deutschland erhalten, berichtet er. Alle Manuskripte, alle seine Bücher hätten dagegen in Kyjiw bleiben müssen. Sie stehen dort und warten auf die Rückkehr des Autors. Er seufzt. Dann greift er eine Mappe aus dem Regal mit deutschen Zeitungsberichten.

Zabarko ist nicht nur einer der bekanntesten Historiker*innen aus der Ukraine, sondern er ist selbst Überlebender des Ghettos Scharhorod im Westen der Ukraine. Der 87-Jährige fungiert seit 2004 als *Präsident der Ukrainischen Vereinigung jüdischer ehemaliger Ghetto- und KZ-Häftlinge.* Mit ASF führte er ab 2006 Erinnerungsprojekte durch und ist seit 2008 Projektpartner in der Freiwilligenarbeit.



Boris Zabarko bei einer Führung am Gedenkort für die in der Schlucht von *Babyn Jar* ermordeten Jüdinnen und Juden. Hier wurden auch weitere NS-Verfolgte, darunter Sinti*zze und Rom*nja, Kriegsgefangene und Menschen mit Behinderung, erschossen.

Amelie Bier und Hans-Ulrich Probst: Herr Zabarko, Sie sind vor wenigen Monaten nach Stuttgart gekommen. Wie gelang Ihnen die Flucht aus Kyjiw?

Boris Zabarko: Ich wollte eigentlich überhaupt nicht fliehen. Das war vor allem dem geschuldet, dass ich bis zuletzt fest davon überzeugt war: Zwischen Russ*innen und Ukrainer*innen kann es keinen Krieg geben. Nie hätte ich mir denken können, dass Putin die Ukraine angreift – bis zum Ausbruch des Krieges. Die ersten sehr schrecklichen Tage des Krieges verbrachten wir in einer Tiefgarage.

Die Arbeit an meinem neuen Buch schritt gerade gut voran, als meine Enkelin zu mir kam, die in Kyjiw im zweiten Jahr studiert: »Opa, wir müssen los.« Der Bombenalarm hat sie unglaublich mitgenommen, sie konnte einfach nicht mehr schlafen. Meine Tochter hat mir gesagt: »Du musst Deine Enkelin retten«. Ich nahm mir eine halbe Stunde, um das Nötigste zu packen, dabei habe ich wichtige Dokumente in der Wohnung zurückgelassen.

Am Bahnhof war ein Auflauf an Menschen, der ganze Bahnsteig war voll. Nach einem ganzen Tag Ungewissheit erhielten wir endlich einen Platz in einem vollgestopften Zug nach Lwiw. Wir haben keinen Sitzplatz bekommen und mussten zehn Stunden im Korridor verbringen. In dieser Nacht habe ich mich daran erinnert, was ich in den Berichten von damals gelesen habe. Während des Zweiten Weltkriegs benutzten Deutsche und Rumänen Viehwaggons, um unzählige Jüdinnen und Juden vom Leben in den Tod zu deportieren – unsere Züge trugen uns, Menschen verschiedener Nationalitäten, vom Tod ins Leben.

Dann gelangten wir nach Lwiw, wieder ewiges Warten bei Freunden, dann wieder auf dem Bahnhof. Ein Weiterkommen aus dem Westen der Ukraine in Richtung Polen, Rumänien, Ungarn war Anfang März nur noch schwer möglich – es hatten sich unendliche Staus gebildet.

Mein guter Freund Michail Galin aus Uschhorod holte uns dann zu sich. In seinem Haus waren ebenfalls schon viele andere Personen untergekommen.

Und wie gelangten Sie dann doch noch über die Grenze?

Nach einigen Tagen in Uschhorod kam aus Deutschland ein Wagen mit humanitärer Hilfe für geflüchtete Kinder. Der Fahrer Frank Müller und seine Tochter Anna schlugen uns vor, auf dem Heimweg über Budapest zu fahren und uns dort hinzubringen. Wir hatten Glück – an der Grenze kamen wir nachts

schnell durch. Auf Bitte der stellvertretenden Geschäftsführerin des *Maximilian-Kolbe-Werks* in Deutschland, Danuta Konieczny, empfing uns der Leiter der *Vereinigung der Überlebenden des Budapester Ghettos* Dr. György Frisch.

Zwei Tage verbrachten wir in der ungarischen Hauptstadt, besuchten Erinnerungsorte an die ermordeten ungarischen Jüdinnen und Juden und tauschten uns über eine mögliche Zusammenarbeit unserer Organisationen aus.

Aus Uschhorod sind wir nach Deutschland geflohen. Während der komplizierten Flucht haben meine Enkelin Ilona und ich uns mit Covid-19 angesteckt, am 3. März 2022 sind wir in Deutschland angekommen.

Sie sind Präsident der *Ukrainischen Vereinigung jüdischer ehemaliger Ghetto- und KZ-Häftlinge*. Wie funktioniert Ihre Arbeit von Stuttgart aus?

Ich erhielt freundliche Unterstützung, darüber bin ich sehr dankbar. Das *Maximilian-Kolbe-Werk* hat den Transport übernommen und mir einen Rechner zur Verfügung gestellt, mit dem ich arbeiten kann. Ich versuche so, den Kontakt mit anderen Überlebenden zu halten, höre wie es ihnen in Deutschland, Polen und anderswo ergeht. Ich weiß von vielen, dass sie dankbar und froh sind, hier zu sein. Viele andere sind aber in der Ukraine geblieben. Wir tauschen uns digital aus. Das geht gut, denn eigentlich ist das nichts Neues: Während der Pandemie haben wir unsere gesamte Arbeit als ukrainischer Dachverband der Überlebenden digitalisiert. Und dann bin ich hier in Stuttgart und anderen Städten und bei verschiedenen Institutionen gefragt: Ministerpräsident Kretschmann hat mich empfangen. Ich habe ihm von unseren Überlebenden berichtet, die dringend Unterstützung brauchten. Er hat erfreulicherweise direkt reagiert. Wie die Presse feststellte: »Ministerpräsident Kretschmann sicherte #Solidarität u. Unterstützung für ukrainische Holocaustüberlebende zu. Ein bewegendes und wichtiges Gespräch!«

Ansonsten gebe ich Zeitungsinterviews und erhalte zahlreiche Einladungen für Gespräche als Zeitzeuge. Und dann braucht es natürlich medizinische und materielle Hilfe für viele Überlebende, die ich versuche zu organisieren.

Wie ergeht es den hochbetagten Überlebenden unter den Kriegsbedingungen?

Heute hat sich die Situation der Holocaust-Überlebenden aufgrund der Pandemie und des von Putin gegen die Ukraine entfesselten Krieges extrem verschlechtert. Der Krieg hat bereits das Leben von einigen von ihnen gefordert. Viele der Menschen, die die Schrecken des Zweiten Weltkrieges, die Ghettos und Konzentrationslager der Nazi-Terrorherrschaft überlebt haben, werden jetzt erneut Opfer eines mörderischen Krieges. Aufgrund ihres hochbetagten Alters, Krankheit, Hilflosigkeit, Einsamkeit, drohender Armut, Pflegebedürftigkeit und daraus resultierender Unfähigkeit, sich frei zu bewegen, können sie nicht an einen sicheren Ort fliehen. Daher ist es jetzt eine zentrale Aufgabe, sie in ihrem Überlebenskampf mit praktischer Hilfe zu unterstützen.

Wie lässt sich die Arbeit Ihres Verbandes in die Geschichte der ukrainischen Jüdinnen und Juden einordnen?

Als Präsident der *Ukrainischen Vereinigung jüdischer ehemaliger Ghetto- und KZ-Häftlinge* verfolgte ich immer ein klares Anliegen: Ich wollte und will alles tun, damit die Erinnerung an die Shoah in der Ukraine wachgehalten wird, damit Holocaust-Überlebende einen würdigen Platz in unserem Land einnehmen. Ich habe Bücher geschrieben und Artikel, habe auf Konferenzen vorgetragen, habe Gedenkstätten zur Shoah initiiert und Zeitzeugengespräche in der Ukraine, aber auch im deutschsprachigen Raum geführt. Wir sind wenige geworden in den vergangenen Jahren.

Von den 2,7 Millionen Jüdinnen und Juden auf dem heutigen Territorium der Ukraine im Jahr 1939 sind nur noch sehr wenige übrig geblieben. Viele der 1,5 Millionen Jüdinnen und Juden, die während des Krieges umgebracht wurden, sind auch an der Front im Kampf gegen den Nazismus gefallen. Dann die stalinistische Zeit: Die jüdische Selbstverwaltung wurde stark eingeschränkt und 1952 wurde fast die gesamte jüdische Intelligenz ermordet. Auch danach prägte der Antisemitismus den Alltag:

Überlebende wurden in der Sowjetunion diskriminiert. Das hing auch stark mit der Tabuisierung der Shoah in der Sowjetzeit zusammen. Die wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas hat eigentlich nicht stattgefunden. Erst mit Gorbatschow änderte sich vieles und im Zuge der Liberalisierung konnten nationale Verbände der jüdischen Überlebenden gegründet werden.

Wie hat Ihr Überleben Sie für Ihre Tätigkeit als Historiker geprägt?

Ich bin am Leben geblieben, hatte einfach Glück, dass dies gelang. Viele andere hatten

dieses Glück nicht. Früher habe ich viel zu anderen historischen Themen gearbeitet. Erst Mitte der 1990er Jahre wendete ich mich dem Thema Holocaust in der Ukraine zu: Es ist meine Pflicht, die Erinnerung an die, die nicht mehr sind, wachzuhalten.

Wenn ich gefragt werde, warum ich meine eigenen Erinnerungen nicht aufgeschrieben habe, antworte ich, dass es mir unpassend erscheint über meine eigenen Leiden während des Holocaust zu sprechen, da es anderen Überlebenden weitaus schlimmer erging. Vor ihnen fühle ich mich schuldig, ich stehe in der Pflicht der Ermordeten und der Überlebenden, die mehr in ihrem Leben verloren und mehr gelitten haben. Dieser Verpflichtung versuche ich nachzukommen, indem ich die Erinnerung an die NS-Opfer wachhalte.

Im Zuge des russischen Angriffs gegen die Ukraine sind historische Vergleiche an der Tagesordnung. Putin spricht von einem nazistischen Regime in der Ukraine. Präsident Selenskyj sieht einen Genozid wie es ihn seit der Shoah nicht mehr auf dem Gebiet der Ukraine gegeben hat. Wie bewerten Sie solche Vergleiche?

Die ukrainisch-russische Geschichte und die jüdische Geschichte in dieser Region sind sehr komplex. Sie sind voller dunkler Kapitel. Daher laden sie zu Instrumentalisierungen ein. Die Erinnerung an erfahrenes Leid und das Böse wirkt fort. Putins Rede zu Beginn des Krieges spielte genau mit diesen Erinnerungen – das war verfälschend und unverantwortlich. Ich denke daher, dass eine objektive und reflektierte Geschichtsschreibung immer wichtiger wird. Das ist der Auftrag von Wissenschaftler*innen, die in der Lage sind, aus verschiedenen Perspektiven Geschichte zu beschreiben. Das verhält sich auch so für die ukrainische Seite: Es ist verständlich, dass in der Ukraine Shoah-Vergleiche gezogen werden. Die allermeisten Menschen in der Ukraine sind das erste Mal in ihrem Leben unmittelbar mit einem Krieg konfrontiert. Zivilist*innen werden ermordet. Und doch will ich betonen: Die Schrecken des Zweiten Weltkrieges sind nicht zu überbieten.

Die heutigen schrecklichen Verbrechen des russischen Militärs gegen das ukrainische Volk sollten nicht die Erinnerung an vergangene Verbrechen und den Völkermord an den Jüdinnen und Juden Europas während des Holocaust und des Zweiten Weltkriegs überschatten, wie es nach dem Ersten Weltkrieg der Fall war. Die Welt hat damals ihre Lehren nicht berücksichtigt und totalitäre Mächte, der Nationalsozialismus, ein blutiger Krieg und der Holocaust waren die Folge. Die Vergangenheit kehrt zurück. Um dies zu vermeiden, dürfen wir nicht vergessen. Wir sind die Überlebenden dieser schrecklichen Zeit, für uns sind diese Fragen besonders akut.

In Deutschland wird mit Blick auf die Shoah in der Ukraine über den umstrittenen ukrainischen NS-Kollaborateur Stepan Bandera und Organisationen, die sich positiv auf ihn beziehen, diskutiert. Antisemitismus sei, so wird häufig angenommen, in der Ukraine auch heute weit verbreitet. Wie sehen Sie das?

Ich versuche, die geschichtspolitische Diskussion in Deutschland über die Lehren und Erinnerungen des Holocaust, den schwierigen Kampf gegen den sich erhebenden Antisemitismus, gegen das Vergessen und Verdrehen der Ereignisse und historischen Fakten aufmerksam zu verfolgen. Was diese und andere komplexe und schmerzhafte Probleme in meinem Land wie NS-Kollaborateure oder die Rolle der nationalistischen (Stepan Bandera, OUN-UPA, Waffen-SS-Division Galizien und so weiter) betrifft, werde ich Ihnen nach dem siegreichen Ende des heutigen Krieges gegen Putins Russland antworten. Eines kann ich sicher sagen: Als Historiker stehe ich an der Seite meiner ukrainischen Kolleg*innen wie auch zahlreicher Forscher*innen aus Israel, Deutschland, den USA und vielen anderen Ländern.

Wir, die Holocaust-Überlebenden, erleben den Krieg zum zweiten Mal in unserem Leben – am Anfang und am Ende des Lebens. Und einige von uns kamen aufgrund der verbrecherischen Aggression Russlands gegen die Ukraine nach Deutschland, in das Land, das den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust auslöste, der Millionen unschuldiger Menschen, darunter auch uns, Tod und Leid brachte.

Mein Land weiß die umfassende Hilfe Deutschlands in der jetzigen Situation sehr zu schätzen, insbesondere auch die ukrainischen Streitkräfte. Für die große Aufmerksamkeit, die Sorge um uns und die allseitige Unterstützung empfinden wir außerordentliche Dankbarkeit.

Herr Zabarko, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Gespräch führten **Amelie Bier**, 2017/2018 Freiwillige in Kyjiw, und **Hans-Ulrich Probst**, 2008/2009 Freiwilliger in Minsk.

Sergej Grenjuk

1982 geboren, arbeitet als Fahrer eines Kleinbusses und lebt in Moschtschun im Kyjiwer Gebiet. Am 16. März drangen drei russische Soldaten in den Hof seines Hauses ein. Einer von ihnen zielte mit seinem Maschinengewehr auf Sergejs Freund und ermordete ihn mit zwei Schüssen. Sergej bekam weitere Schüsse ab, wobei er sich drei Verletzungen zuzog – an der Schulter, am Arm und am Bein. An der Türschwelle seines Hauses fiel er zu Boden. Sechs Tage lag er da, bis ihn ukrainische Armeeangehörige fanden. Auf dem Weg zum Krankenhaus gerieten sie in ein Gefecht, doch sie kamen durch. Die Soldaten sagten zu ihm: »Du hast neun Leben, wie eine Katze.« Fünf Meter vor seiner Haustür befand sich eine frisch ausgegrabene Grube, in der sein Freund hastig begraben wurde.

»Offene Wunden Osteuropas«

Eine Buchempfehlung

Ulrike Huhn

Davies, Franziska/Makhotina, Katja (2022): Offene Wunden Osteuropas. Reisen zu Erinnerungsorten des Zweiten Weltkriegs, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

»Meine Lieben! Zum ersten Mal nach fünf Jahren erhielt ich die Möglichkeit, Euch einen Brief zu schreiben. Ich versuche, mich kurz zu fassen, und schildere, was mir nach dem 22. Juni 1941 widerfahren ist. Am 27. Juni 1941, als die Deutschen Minsk einnahmen, erkrankte mein Vater schwer, und es war uns nicht mehr möglich, zu Fuß weiterzugehen. Wir ließen unser Hab und Gut hinter uns und blieben in einer Ortschaft 80 km östlich von Minsk. Am 26. August wurde mein kranker Vater von Deutschen erschossen, als Geisel, unter Hunderten anderer Juden und Kommunisten, und die Familie blieb unter Versorgung von mir, dem 14-jährigen Jungen, zurück. Ich flüchtete mit falschen Papieren […]. Trotz aller Versuche ist es mir nicht gelungen, meine Familie zu retten – meine Mutter, die erkrankt war, wurde am 22. April 1943 im ›Krankenhaus‹ des jüdischen Ghettos mit einem Bajonett totgestochen, und mein Brüderchen Osja wurde Ende 1942 mit anderen jüdischen Kindern in Trostenez nahe Minsk verbrannt.

So habe ich überlebt! Und nicht nur überlebt – ich habe eine Untergrundgruppe gegründet, die mit den Partisanen in Verbindung stand und die unter schwersten Bedingungen im deutschen Hinterland arbeitete. […] Dessen ungeachtet wurde ich am 16. April 1944 […] im Partisanenverband verhaftet und antisowjetischer Tätigkeit beschuldigt, da es mir gelungen ist, vor den deutschen Tätern zu fliehen […]«
Petschora, 25.5.1946

So berichtet Boris Iljitsch Vakser seinen überlebenden Angehörigen in Leningrad in seinem ersten Brief, den er aus dem Gulag, dem Haftort Petschora im hohen Norden Russlands schreiben darf. Es ist der Großonkel von Katja Makhotina, einer der beiden Autorinnen, dessen Stimme hier hörbar wird. Von seinem Schicksal erfuhr sie aus den Briefen, die im Familienarchiv aufbewahrt wurden; er selbst sprach nicht über seine Erfahrungen im besetzten Belarus, den Verlust seiner Familie und auch nicht über die Haftjahre im Gulag und den absurden Vorwurf der Kollaboration mit den Deutschen. Er konnte seine Überlebensgeschichte bis zum Ende der Sowjetunion nicht in die etablierten Erzählschienen einfügen, die den Sieg, aber keine Opfer kannten.

Der Brief, der das Kapitel zum »langen Weg an die Holocausterinnerung in Belarus« eröffnet, vermittelt vieles, wofür dieses Buch steht: »Offene Wunden Osteuropas« ist ein persönliches, vielstimmiges und gründlich recherchiertes Werk. In neun Kapiteln beleuchtet es zentrale Erinnerungsorte des deutschen Vernichtungskrieges und des Holocaust in Ostmittel- und Osteuropa. Beginnend mit den beiden Aufständen in Warschau im April 1943 und August 1944, über Lwiw zum Erschießungsort Babyn Jar bei Kyjiw, über Maly Trostenez bei Minsk nach Stalingrad und Leningrad und wieder westwärts über das Wilnaer Ghetto, die drei »Feuerdörfer« Chatyn, Pirčiupis und Korjukiwka und den »Partisanenkampf« in Belarus, Litauen und der Ukraine zurück nach Polen und den früheren Vernichtungslagern Bełżec und Majdanek.

Die beiden Autorinnen, Franziska Davies und Katja Makhotina, haben alle diese Orte

bereist, teils allein, oft mit Studierendengruppen ihrer Universitäten in München und Bonn, an denen sie als Osteuropahistorikerinnen tätig sind. In den Gesprächen mit den Studierenden wurde beiden deutlich, wie groß die Unkenntnis über die deutschen Verbrechen jenseits der Ermordung an den (west-)europäischen Jüdinnen und Juden und jenseits von »Auschwitz« oft immer noch ist. Auch sei die gesellschaftliche Verantwortung für die NS-Verbrechen oft nur soweit anerkannt, solange die Beteiligung der eigenen Familie ausgespart bleibe. Beide Einsichten waren ein wichtiger Anstoß für dieses Buch.

Die einzelnen Kapitel präsentieren in einem klugen und sehr gut lesbaren Geflecht die Eindrücke von dem Besuch von Denkmälern und Museen, von den Begegnungen mit Zeitzeug*innen und Historiker*innen. Sie liefern Informationen über die historischen Ereignisse und benennen Fragen zu den Täter*innen, der – meist ausbleibenden – Strafverfolgung nach 1945. Einen festen Platz findet darin auch das Gedenken vor Ort, das als Pars Pro Toto für die Erinnerungskultur des jeweiligen Landes beleuchtet wird, die so sehr plastisch werden.

Die Recherchen für das Buch erfolgten über mehrere Jahre; Einleitung und Nachwort sind hingegen unter dem Eindruck des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine (neu) verfasst worden. Mit diesem Krieg veränderten sich die Perspektiven auf den Zweiten Weltkrieg grundlegend, zunächst, weil es das erste Mal seit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion ist, dass Städte in der Ukraine wieder bombardiert werden, und weil täglich neue »Wunden« hinzukommen.

In ihrem Vorwort analysieren Davies und Makhotina auch die geschichtspolitische Begründung des russischen Angriffskrieges, der gemäß Putins Propaganda dazu dienen soll, die Ukraine zu »denazifizieren« und einen »Genozid« zu verhindern. Das antifaschistische Erbe der Sowjetunion werde so missbraucht. Angesichts des weiterhin wirkmächtigen und im heutigen Russland sorgfältig inszenierten sowjetischen Siegesnarrativs im »Großen Vaterländischen Krieg« sind Teile der russischen Bevölkerung bereit, die Ukrainer*innen als »Faschisten« zu betrachten und die »militärische Spezialoperation« mitzutragen. Auch »für manche Ukrainerinnen und Ukrainer«, so bilanzieren die Autorinnen, »war der sowjetische Sieg gegen den deutschen Faschismus eine Verbindung zu Russland. Der gemeinsame Mythos des ›Großen Vaterländischen Krieges‹ dürfte nun der Vergangenheit angehören.« (S. 7)

An der deutschen Debatte kritisieren Davies und Makhotina das nach der Krim-Annexion 2014 oft vorgebrachte Argument, Deutschland könne aufgrund der deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg nicht gegen den Nachfolgestaat der Sowjetunion, also Russland, und für die Ukraine Partei ergreifen. Sie stellen daher bittere Fragen: »Haben wir die falschen Lehren aus dem Zweiten Weltkrieg gezogen, vielleicht auch deswegen, weil über achtzig Jahre nach seinem Beginn die Erinnerung an den Krieg im östlichen Europa so lückenhaft ist?« Und: »Hätte eine stärkere Sensibilisierung in Deutschland für ostmitteleuropäische Perspektiven auf den Krieg vielleicht dazu beigetragen, die Position der Ukraine in den letzten Jahren besser zu verstehen?« (S. 10–11)

Mit ihren Essays und ihrem genauen Blick auf die vielfältigen Erfahrungen der Opfer, aber auch auf die sehr verschiedenen Opferdiskurse und Erinnerungskulturen, vermitteln Davies und Makhotina auch starke Argumente gegen geschichtspolitische Vereinnahmungen. Zugleich ist das Buch eine Ermutigung, selbst in die Länder zu reisen, genau hinzuhören und hinzuschauen, welche Spuren des deutschen Vernichtungskrieges Osteuropa wie auch die deutsche Gesellschaft bis in die Familiengedächtnisse hinein bis heute prägen. Nach der Lektüre dieses Buches bleibt allerdings einmal mehr die erdrückende Einsicht, dass gegenwärtig bestenfalls erahnbar ist, welche Wege der Auseinandersetzung mit den neuen »Wunden Osteuropas« die Gesellschaften in Russland und Belarus mit der ukrainischen Gesellschaft vor sich haben werden.

Dr. Ulrike Huhn ist Osteuropahistorikerin, lehrte lange an der Universität Bremen und ist jetzt an der Universität Göttingen tätig. Nach einem Freiwilligendienst war und ist sie ASF zunächst über die Sommerlager sowie jetzt über die Regionalgruppe Bremen verbunden.

Wir wurden auseinandergerissen

Die ukrainische ASF-Landesbeauftragte Anzhela Beljak über die Kriegsfolgen und ihr Engagement

***ASF-zeichen*: Wie hat sich Deine persönliche Situation nach Beginn des militärischen Angriffs durch Russland auf die Ukraine verändert?**

Anzhela Beljak: Das Schwierigste in persönlicher Hinsicht ist, dass soziale Kontakte abgebrochen sind. Wir wurden auseinandergerissen und sind nun gezwungen, an unterschiedlichen Orten zu leben. Das betrifft mein komplettes Umfeld, mein Mann hat sich der Territorialverteidigung der Ukraine angeschlossen. Von der gewohnten Normalität ist nichts mehr übrig. Freunde sind über etliche Länder zerstreut, wichtige Kontaktpersonen befinden sich in einer schwierigen Lebenssituation. Ich selbst bin nach Rumänien gefahren und bleibe vorerst hier in Iaşi. Meine Tochter Lisa ist nach Großbritannien gegangen, faktisch bin ich allein mit meinem Sohn zurückgeblieben. Meine Eltern leben weiterhin in der Nähe von Odesa, wo ich sie regelmäßig besuche. Mir ist es wichtig, in ihrer Nähe zu sein.

Was beschäftigt Dich im Moment am meisten?

Mir hilft, dass ich versuche, eine ganze Reihe von Aktivitäten umzusetzen. Nach meiner Ankunft hier war mir zunächst völlig unklar, was ich tun soll. Also habe ich die Universität aufgesucht und mich daran beteiligt, Informationen über Studienmöglichkeiten für Ukrainer*innen zu verbreiten. Anfangs herrschte großes Chaos. Dann habe ich bei einer Anlaufstelle mitgeholfen, die Ukrainer*innen bei der Klärung grundlegender Angelegenheiten unterstützte, bis hin zu Unterkünften und Verpflegung. Schnell wurde klar, dass es für Kinder und Jugendliche eine besondere Herausforderung ist, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen. Für sie mussten spezielle Voraussetzungen geschaffen werden, damit sie wenigstens untereinander Kontakte knüpfen können. Hauptsächlich sind Frauen mit Kindern hierher geflüchtet, viele zusammen mit ihren betagten Eltern.

Zwar ist das Kyjiwer Büro derzeit verwaist und es gibt in der Ukraine keine Freiwilligen, aber Du arbeitest trotzdem weiter. Wo liegen Deine Arbeitsschwerpunkte und wie schaffst Du es, mit den Projektpartner*innen im Kontakt zu bleiben?

Ich versuche die Bedürfnisse der Projektpartner*innen in Erfahrung zu bringen und sie nach Möglichkeit zu unterstützen. ASF beteiligte sich an der Beschaffung von Medikamenten und anderer humanitärer Güter, die wegen der zusammengebrochenen Logistik nicht mehr zu bekommen waren. Inzwischen haben sich die Bedingungen verändert. Überlebende, mit denen ich in Kontakt stehe, berichten, dass es zwar alles zu kaufen gibt, die Preise aber gestiegen sind und sie deshalb Geld benötigen. Dazu kommt, dass viele Menschen mit Problemen bei der Arbeit zu kämpfen, weniger Einkünfte zur Verfügung haben und Zuschüsse wegfallen, weil der gesamte Staatshaushalt durch den Krieg stark belastet ist.

Wie kommt die Hilfe unter diesen Umständen bei den Menschen an?

Glücklicherweise erhalten viele unserer Partner*innen weiterhin ausländische Fördermittel. Nur engagieren sie sich nun in für sie völlig neuen Bereichen, wie das *Rehabilitationszentrum Odesa*, das im März und April über 400 Menschen aus dem Gebiet Mykolajiw und Odesa evakuiert hat. Besonders angespannt ist die Situation in kleineren Ortschaften und Dörfern. Über lokale Aktivist*innen versuche ich, Kontakte zu Überlebenden herzustellen. Es gelang tatsächlich, Menschen zu finden, die fast hundert Jahre alt sind und nie zuvor eine Entschädigungszahlung erhalten haben. Für ihre Geschichten hat sich niemand interessiert.

Woraus schöpfst Du die Energie für Dein Engagement?

Ich habe aufgehört, langfristige Pläne zu schmieden, und konzentriere mich auf das Hier und Jetzt. Mit Ressourcen muss man sparsam umgehen. Außerdem habe ich verstanden, dass es besser ist, sich auf die kleinen Dinge zu beschränken, denn alle zu retten ist völlig illusorisch. Sicher ist: Nichts mehr wird so sein wie vor dem Krieg.

Anzhela Beljak ist ASF-Landesbeauftragte in der Ukraine. Sie lebt seit Kriegsbeginn in Rumänien.

Abermals Überleben

Unterstützung von Überlebenden der NS-Verfolgung in der Ukraine

Kateryna Iesikova

Nie zuvor schätzte ich meine Sozialkontakte so sehr wie nach dem 24. Februar. Bei unserer Evakuierung in die Westukraine erlebte ich so viel Empathie und Hilfsbereitschaft wie noch nie.

Mein Mann und ich waren unendlich dankbar dafür und wollten uns auch engagieren – anderen zu helfen, gab uns Hoffnung:

Früher arbeiteten wir beide beim *Ukrainischen Institut für Holocaust-Forschung, TKUMA,* und blieben mit einigen Holocaust- und KZ-Überlebenden weiterhin in Kontakt. Für diese Menschen war die Situation viel schlimmer als für uns: Einige waren zu alt und krank, um fliehen zu können, einigen fehlte es an Lebensmitteln und Medikamenten. Wir konnten vor Ort wenig ausrichten, doch mit großzügigen Spenden von deutschen Kolleg*innen und Freund*innen, gelang es uns, diese Zeitzeug*innen des Zweiten Weltkriegs zu unterstützen. Über mein Arbeitsnetzwerk bei der Deutschen Botschaft konnte ich ebenfalls Menschen motivieren, Unterstützung bei Einkäufen, psychologischer oder medizinischer Beratung oder, wenn möglich, bei der Evakuierung zu leisten.

Über den Fotografen und Filmemacher Luigi Toscano lernte ich Anna Strishkowa kennen. Die 81 Jahre alte Mikrobiologin aus Kyjiw überlebte als Kind den Horror von Auschwitz und die grausamen Versuche des SS-Lagerarztes Josef Mengele. Ihre Familie und ihre Identität verlor sie jedoch: Bis heute weiß sie nicht, wie sie wirklich heißt, wann sie geboren und mit wem und woher sie nach Auschwitz deportiert wurde. Nach der Befreiung im Frühjahr 1945 kam sie als vollkommen geschwächtes Kind mit Hilfe des *Sowjetischen Roten Kreuzes* nach Kyjiw und wurde dort von einer ukrainischen Familie adoptiert. Die Adoptiveltern schenkten ihr viel Liebe, ein sicheres Zuhause, ein neues Leben. Aus Respekt vor den Adoptiveltern begab sich Anna erst nach deren Tod auf die Suche nach ihrer Herkunft – vorerst leider ohne Ergebnis.

Sie wurde 2015 eine der ersten Protagonist*innen des Gedenkprojekts »Gegen das Vergessen« von Luigi Toscano, der kurz vor der russischen Invasion mit der Arbeit an dem ihr gewidmeten Dokumentarfilm »Anna« begann. Ihre unglaubliche Lebensgeschichte bewegte ihn dazu, bei der Suche nach ihrer wahren Identität zu helfen. Doch inzwischen brauchte Anna ganz andere Hilfe: Luftalarm, Raketenangriffe, den Schock und Terror des neuen Krieges erlebte sie im neunten Stock eines Plattenbaus im Kyjiwer Zentrum. Während sie einst von der Roten Armee befreit worden war, bedrohten die russischen Streitkräfte nun ihr Leben.

Vier Monate lang telefonierten wir täglich. So erfuhr ich, wie es ihr geht und was sie dringend benötigt. Es gab Tage, an denen Anna frei heraus sagte, bei ihr sei alles in Ordnung, nur am Rande des Gesprächs erwähnte sie, dass es seit einer Woche kein Brot in Kyjiw zu kaufen gab. Einmal, als sie starke Rückenschmerzen hatte, sagte sie bescheiden, dass sie jetzt nicht rausgehen könne – der Aufzug war als Sicherheitsmaßnahme während der Angriffe nicht benutzbar und zu Fuß würde sie es kaum schaffen. Erst von ihrer Tochter erfuhr ich, was wirklich los war, und wir schickten Anna Arzneimittel, die es in Kyjiw nicht gab, per Post.

Erst im Juli, nach unserer Rückkehr nach Kyjiw, lernte ich Anna persönlich kennen. Bei unserem Treffen war sie schön frisiert und geschminkt: »Egal was passiert, eine Frau muss immer wie eine Frau aussehen«, sagte sie. Morgens steht sie früh auf, betet, macht Gymnastik, liest Nachrichten. Sie gibt internationalen Medien Interviews, um von der Kriegslage zu berichten, hilft anderen KZ-Überlebenden und berät ihre jüngeren Kolleg*innen im Bereich der Mikrobiologie. Anna tut alles, um körperlich und geistig fit zu bleiben, weil sie den Ukraine-Sieg gegen Russland noch erleben möchte: »Wir kriegen es schon hin, weil die Wahrheit auf unserer Seite ist. Ich habe Hitler überlebt und werde auch Putin überleben, glaub's mir.«

Kateryna Iesikova war früher für die ASF-Partnerorganisation *Ukrainisches Institut für Holocaust-Forschung TKUMA* tätig und betreute die ASF-Freiwilligen im Projekt. Seitdem engagiert sie sich für NS-Überlebende in der Ukraine. Mittlerweile arbeitet sie an der Deutschen Botschaft in Kyjiw.

Natalja Woronkowa

Lebt in Kyjiw und ist Geschäftsführerin der Freiwilligenhundertschaft. Sie engagiert sich bereits seit den Maidan-Protesten bei der Versorgung von Verletzten in Kyjiws Unfallkrankenhaus, die stark durch Ehrenamtliche getragen wird.

Als 2014 die ersten Militärangehörigen bei den Kämpfen im Osten Verletzungen davontrugen, schlug Natalja dem Verteidigungsministerium vor, dass auch hier Ehrenamtliche helfen können. Damit begann die Arbeit der Freiwilligenhundertschaft im Kyjiwer Militärhospital. Bereits Monate vor der russischen Militärinvasion verbrachte Natalja viel Zeit an der Front im Donbas und sagte schon damals: »Hier findet Krieg statt.«

Derzeit leitet sie wieder die Ehrenamtlichen im Militärhospital. Schlaf findet sie nur für drei oder vier Stunden in der Nacht. Bei der Portraitaufnahme berichtete sie davon, wie sie einmal nachts auf dem gekachelten Boden aufgewacht war – sie hatte das Bewusstsein verloren.

Weitermachen trotz Krieg

Heute geht es vor allem darum, Menschenleben zu retten

Seit vielen Jahren unterstützt die Stiftung *Verständigung und Toleranz* NS-Opfer und deren Angehörige in Perejaslaw und den umliegenden Dörfern, südöstlich von Kyjiw gelegen. Sie erhielten Lebensmittel und Medikamente, Arztbesuche fanden statt. ASF-Freiwillige besuchten die Menschen zu Hause, halfen im Haushalt und bauten persönliche Kontakte auf. So konnten die Überlebenden ihre Lebensgeschichten mit jüngeren Generationen teilen.

Der 24. Februar hat unser Leben komplett verändert.

Heute geht es vor allem darum, Menschenleben zu retten und umfassende Unterstützung zu leisten.

In den ersten Kriegstagen erlitten Angehörige der älteren Generation, vor allem aber Überlebende des Nationalsozialismus, ein schweres Trauma, das sie kaum verarbeiten können. Außerdem entstanden zusätzliche Probleme: Schwierigkeiten beim Geldabheben, Mangel an Medikamenten in Apotheken und an Lebensmitteln in Geschäften. Dazu kamen ständige Preiserhöhungen. Aus Angst vor Luftangriffen fürchteten sie sich davor, das Haus zu verlassen und Schutzbunker aufzusuchen. Panikattacken und Angstgefühle sind ihre täglichen Begleiter. Sie haben Angst, dem Krieg allein ausgesetzt zu sein und geliebte Menschen zu verlieren.

Der aktuelle Krieg verlieh unseren Aktivitäten eine neue Ausrichtung. Die medizinische und soziale Betreuung von NS-Opfern und ihren Angehörigen – mobil und stationär – genießt nun höchste Priorität. Auch psychologische Hilfe wird angeboten. Weiterhin finden Treffen im Club *Gedächtnis des Herzens*, medizinische und psychologische Schulungen und Erste-Hilfe-Kurse statt. Außerdem laufen die Rechts- und Rentenberatungen weiter.

Alle ehrenamtlichen Helfer*innen engagieren sich nach wie vor, häufig riskieren sie dabei ihr Leben: Während des Luftalarms sind sie oft unterwegs, weit weg von den Schutzbunkern. Aber sie gehen zu den Menschen, um ihnen beizustehen. Diese Unterstützung vermittelt ihnen das Gefühl, dass sie auch in den schrecklichen Tagen des Krieges nicht allein sind.

Anelia Kovalska ist Vorsitzende der Regionalabteilung der Stiftung *Verständigung und Toleranz* in Perejaslaw.

Mit Know-how Zuflucht bieten

Bis zum 24. Februar hat unsere Stiftung umfangreiche Tätigkeiten zur Unterstützung von Kindern, Jugendlichen, Familien in Krisen und gewaltbetroffenen Frauen ausgeführt sowie bei der Bekämpfung der Ausbreitung gefährlicher Krankheiten wie AIDS oder Tuberkulose mitgearbeitet.

Eine solch große und umfassende Katastrophe, mit der die Ukraine jetzt konfrontiert ist, hat auch Folgen für die Arbeit unserer Stiftung. Am ersten Kriegstag beschloss ein Teil der von uns begleiteten Familien und Mitarbeiter*innen, das Territorium der Ukraine zu verlassen, wobei wir sie unterstützten. Evakuierungen bildeten in den kommenden Kriegsmonaten einen Fokus der Stiftung. Bereits 2014 sammelten wir Know-how in der Arbeit mit den Geflüchteten aus der östlichen Ukraine. Jetzt ist Odesa aufgrund geografischer Gegebenheiten zu einem der wichtigsten Verkehrsknotenpunkte in der Ukraine geworden. Zahlreiche ukrainische Binnenflüchtlinge aus den umkämpften Gebieten im Süden und Osten landen in der Stadt.

Dank der Stabilität unserer Stiftung, der langjährigen Erfahrung und der materiellen und technischen Ausstattung haben wir in kürzester Zeit die größte Unterkunft für Geflüchtete im Süden der Ukraine aufgebaut. Und wir haben es geschafft, alle Vorkriegsprojekte aufrechtzuerhalten!

Sergej Kostin leitet die Stiftung *Doroga k Domu* in Odesa.

Medikamente und Lebensmittel dringend benötigt

Seit zehn Jahren unterstützt das *Rehazentrum St. Paul* ältere Menschen, Menschen mit Behinderungen, HIV-Infizierte sowie Menschen, die 2014 nach Ausbruch des militärischen Konflikts in der Ostukraine nach Odesa umgezogen sind.

Unsere Hauptzielgruppe sind Menschen, die während des Zweiten Weltkriegs unter dem NS-Regime verfolgt wurden. Der Großteil unserer Projekte ist auf die Bedürfnisse dieser Menschen zugeschnitten: psychologische Unterstützung und Beratung, Hausbesuche und soziale Hilfe im Haushalt. ASF-Freiwillige waren dabei zentrale Kontaktpersonen.

Seit dem Kriegsbeginn am 24. Februar änderten sich die Prioritäten. Unsere Arbeit im sozialen Bereich wurde auf humanitäre Projekte umgestellt. Wir haben die Evakuierung von 450 Personen aus den Regionen Odesa, Mykolajiw und Cherson nach Deutschland organisiert. Unsere Partner*innen haben uns dabei sehr unterstützt und geholfen, die Unterbringung und einen sicheren Aufenthalt für diese Menschen zu gewährleisten.

Wir arbeiten weiter und versuchen, unseren Klient*innen, aber auch den Geflüchteten in Odesa und Umgebung zu helfen. Wir liefern Lebensmittelpakete und Hygieneprodukte an Bedürftige und versorgen ältere Menschen mit Medikamenten. Es besteht ein riesiger Bedarf an Medikamenten und Lebensmitteln, die wir versuchen, zu sammeln und nach Odesa zu bringen. Der Zugang zur Stadt Odesa ist von allen Seiten erschwert und viele Menschen verloren ihre Arbeit und Existenzgrundlage. Aber auch die soziale und psychologische Unterstützung bleibt ein wichtiger Schwerpunkt unserer Arbeit. In Zukunft werden wir in dieser Hinsicht insbesondere die Opfer von militärischen Kämpfen und Gewalt gegen die Zivilbevölkerung in den Blick nehmen.

Vitalij Mykhajliuk leitet das *Rehazentrum St. Paul* in Odesa.

Weiter mit ASF kooperieren, wenn der Frieden einkehrt

Das *Czernowitzer Museum für jüdische Geschichte und Kultur der Bukowina* in Tscherniwzi erlebt, wie auch viele andere kulturelle Einrichtungen der Ukraine, existenzielle Zeiten. Allerdings begannen sie für das Museum, das keine staatliche oder kommunale, sondern eine zivilgesellschaftliche Kulturinstitution ist und fast vollkommen von der Gunst der Sponsor*innen – in der Regel Privatpersonen jüdischer Herkunft – abhängt, schon im Frühjahr 2020 mit der Pandemie. Covid-19 führte nicht nur zur Schließung der Türen des Museums, sondern ließ auch seine wichtigsten Finanzierungsquellen versiegen. Auch die ASF-Freiwillige, die ab September 2019 auf Wechselbasis im Museum tätig war, musste das Museum und das Land verlassen. Es war für beide Seiten ein sehr trauriger Umstand: Die ASF-Freiwilligen prägten das Gesicht des Museums und sein internes Arbeitsethos.

Der Überfall Russlands auf die Ukraine bildete für das Museum eine weitere Zäsur. Statt Exponate zu erfassen oder neue Ausstellungen zu konzipieren, mussten wir unsere Sammlung für eine mögliche Evakuierung vorbereiten, was sich mangels Verpackungsmaterial und feuersicherer Kisten als keine einfache Aufgabe herausstellte.

Momentan bleibt das Museum für Besucher*innen geschlossen. Aber nicht nur, weil sich Tscherniwzi, wie auch andere Städte der Westukraine, leider in Reichweite russischer Raketen und Marschflugkörper befindet, sondern auch weil seine Finanzierung komplett eingestellt wurde. Doch auch unter diesen schwierigen Umständen halten wir uns im Fall einer direkten Bedrohung für die Evakuierung unserer Sammlung bereit.

Mehr als je zuvor hoffen wir, dass wir die fruchtbare Kooperation mit ASF bald reaktivieren können. Aber zuerst muss Frieden einkehren.

Mykola Kuschnir ist Direktor des *Czernowitzer Museum für jüdische Geschichte und Kultur der Bukowina* in Tscherniwzi.

Ulrich
stryker

Anatolyj Feodosyewytsch Lewizkyj

69 Jahre alt, stammt aus Donezk. Seit 1982 lebt er in Kyjiw. Er ist Doktor der Humanmedizin, Professor für Kinderorthopädie und Unfallmedizin. Anatolyj arbeitet auf dem rechten Ufer des Dnipro. Sein Wohnhaus auf dem linken Ufer musste er verlassen. Einmal pro Woche inspiziert er es, damit es nicht allein vor sich hintrauert.

»Die ersten Kinder kamen zu uns als Tote, am dritten Kriegstag wurde ein Kind im Alter von vier oder fünf Jahren ohne Lebenszeichen eingeliefert. Ein anderes Kind wies eine Schussverletzung am Rückgrat auf. Es kann sich bewegen, aber zwei Patronen stecken in der Wirbelsäule fest. In den ersten Kriegswochen kamen bei uns täglich zwei bis vier Kinder mit Schussverletzungen an. Mehrmals am Tag operierten wir. Wenn man im Operationssaal arbeitet, denkt man nicht daran, dass eine Granate oder Bombe einschlagen könnte. Heute, nach dem Beschuss des Kyjiwer Stadtteils Swjatoschyno, wurden bereits drei Verletzte eingeliefert.

Der Tod von Angehörigen ist eine Tragödie, aber wenn das erste getötete Kind eintrifft, bricht die ganze Welt zusammen. Wie kann so etwas passieren?«

Schock, Sorgen, Wut und Engagement

Wie ASF-Freiwillige dem Krieg, Repressionen und den Menschen in Not begegnen

Der Krieg gegen die Ukraine trifft auch die Arbeit von ASF im Land selbst. Bereits seit 2014 konnten durch die Krim-Annexion und Kämpfe im Donbas in diesen Landesteilen keine Projekte mehr organisiert werden, nun muss landesweit die Arbeit vorerst ruhen. Auch in Russland und in Belarus ist aufgrund der angespannten politischen Lage die Projektarbeit unterbrochen. ASF steht mit den Projekten weiter im Kontakt.

Vor allem sind aber unsere Projektpartner*innen und Freiwillige von diesem Krieg betroffen. Hier berichten ukrainische ASF-Freiwillige, wie sie den Freiwilligendienst erlebten, während ihre Heimat angegriffen wurde. Belarusische und russische Freiwillige erzählen, wie sie der Krieg und die politischen Folgen in ihren Ländern berührt.

Den Geflüchteten zu helfen, half auch mir selbst

Illia Pokotylo

Es ist unmöglich, von meinem Freiwilligendienst zu erzählen, ohne den Krieg zu erwähnen, er betraf fast mein ganzes Leben. Alles kam mir in den ersten Tagen ziemlich surreal vor. Wie war es möglich, dass in meinem Land ein realer Krieg stattfindet? Während meines Freiwilligendienstes im *Jüdischen Museum Galicja* habe ich mich mit dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust beschäftigt. Diese Gräueltaten waren für mich etwas weit Zurückliegendes, Teil einer schon halb vergessenen Erfahrung. Aber seit dem 24. Februar passierten nach 80 Jahren an fast denselben Orten fast dieselben schrecklichen Ereignisse erneut.

Direkt nach Beginn der Invasion befand ich mich in einem Zustand, in dem ich mich ständig auf dem Laufenden halten musste, ich saugte alle Informationen über die Front auf. Dann habe ich mit anderen Freiwilligen den ukrainischen Geflüchteten geholfen, was mir wiederum half, mich für eine Weile abzulenken und mich nützlich zu fühlen.

Mein Projekt organisierte Benefizkonzerte und einen Kindergarten für Geflüchtete im Museum. Die meiste Zeit habe ich die Kinder beim Spielen oder auf Ausflügen betreut. Mir halfen die Gespräche mit den Kindern, ihre Gefühle besser zu verstehen und nachzuvollziehen, welche Traumata bei diesen Kindern nach dieser Tragödie zurückbleiben können.

Natürlich war es unmöglich, ständig einen solchen Lebensrhythmus aufrechtzuerhalten. Nach dem Abzug der russischen Truppen aus den nördlichen und einigen östlichen Regionen normalisierte sich mein Zustand mehr oder weniger und ich fing an, weniger Nachrichten zu lesen. Ständiger Begleiter blieben aber die Gedanken daran, dass Dörfer und Städte zerstört werden und Menschen irgendwo sterben, während ich in Sicherheit meinen Kaffee trinken kann.

Illia Pokotylo aus Kyjiw/Ukraine war 2021/2022 ASF-Freiwilliger im Internationalen Freiwilligenprogramm in Polen. Seinen Freiwilligendienst leistete er im *Jüdischen Museum Galicja*, Krakau.

Es ist nicht nur Putin

Mariia Ilkiv

Obwohl ich seit einigen Jahren in Deutschland wohne, scheint mir der russische Krieg nicht weit entfernt zu sein. Im Gegenteil, als Ukrainerin sind für mich nicht nur der Krieg, sondern auch manche in Deutschland beliebte Narrative emotional schwer zu ertragen. Zu hören, dass »es Putins Krieg ist und die Russ*innen nichts damit zu tun haben«, ist wie ein Schlag ins Gesicht. Es ist nicht Putin, der jeden Tag die Waffen abfeuert, der täglich Zivilist*innen foltert, vergewaltigt oder tötet. Es ist nicht nur Putin, der zur Kriegspolitik ermuntert – egal, ob aktiv oder stillschweigend. All das geht von normalen Russ*innen aus. Und ohne diese massive Unterstützung wäre der heutige Krieg nicht möglich gewesen.

Mein größter Traum ist, dass alle Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden. Zurzeit scheint es aber so unwahrscheinlich zu sein, dass das Einzige, was bleibt, Hoffen ist. Hoffen, dass meine Familie und Freunde überleben. Wobei ich angesichts tausender Todesopfer wohl besser dafür bereit sein sollte, dass jeder Anruf nach Hause der letzte sein könnte.

Mariia Ilkiv aus Lwiw/Ukraine, war 2019/2020 ASF-Freiwillige im Internationalen Freiwilligenprogramm in Deutschland. Ihren Freiwilligendienst leistete sie in den *Arolsen Archives*, Bad Arolsen.

Meine Jugend opfere ich nicht diesem Staat

Evgeniia Barabanova

Alle in unserer Freiwilligen-WG kommen aus postsowjetischen Ländern, deshalb hat der Krieg uns direkt getroffen. Die ersten Tage war ich einfach schockiert: Die Situation schien unwirklich. Bis zum 24. Februar war es für mich ein großer Teil meiner Identität, russisch zu sein, ich war mir sicher, dass ich mein Land (natürlich nicht den Staat) liebte, aber danach schien mir dieser Teil zu recht als eine riesige Täuschung. Ich weiß nicht mehr, was »Russland« ist; vielleicht nur ein Kolonialreich, gewebt aus Kulturfetzen versklavter Völker. Natürlich kann ich mir absolut nicht vorstellen, was die Freiwilligen aus der Ukraine fühlen.

Nach dem Angriff versuchte ich, wenigstens etwas zu machen: Am Hauptbahnhof habe ich aus der Ukraine ankommende Flüchtlinge unterstützt und Spenden für die humanitäre Hilfe sortiert. In meinem Projekt boten wir für unsere Klient*innen Veranstaltungen an, um ihnen zu vermitteln, was in der Welt gerade passiert. Sie schauen und lesen zwar durchaus die Nachrichten, sehen die steigenden Preise und bemerken das Verschwinden von Lebensmitteln in den Geschäften, aber sie sind nicht immer in der Lage, die verschiedenen Auswirkungen des Krieges miteinander in Verbindung zu setzen. Viele von ihnen sind in der frühen Nachkriegszeit geboren, einige sogar während des Zweites Weltkriegs.

Durch unser WG-Leben habe ich auch verstanden, wie nah sich die Menschen aus Osteuropa eigentlich sind und gleichzeitig doch auch verschieden. So begann ich, mehr über die Geschichte und Kultur der Ukraine und Belarus nachzudenken und diese nicht nur im Kontext der gemeinsamen »sowjetischen Geschichte« zu sehen.

Bis zum 24. Februar dachte ich, dass ich am Ende meines Dienstes nach Russland zurückkehren würde. Bis vor kurzem hoffte ich, dass sich die politische Situation in Russland ändert. Doch im nächsten Jahrzehnt wird es wahrscheinlich nicht besser werden. Und ich will meine Jugend nicht einem Staat opfern, der mir keine Zukunft gibt.

Evgeniia Barabanova aus Moskau/Russland war 2021/2022 ASF-Freiwillige im Internationalen Freiwilligenprogramm in Deutschland. Ihren Freiwilligendienst leistete sie im *Diakoniewerk Simeon*, Berlin.

Hinter den Zahlen verstecken sich ganz konkrete Menschen

Veranika Khamuleva

Mein Projekt setzt sich seit langem für den Schutz von Flüchtlingen ein. Diese Erfahrung damit war sehr wichtig, um direkt nach Kriegsausbruch den aus der Ukraine Geflüchteten helfen zu können. Neben der Unterbringung, Versorgung und Beratung der Menschen organisierte ich mit einer Gruppe von Freiwilligen Deutschunterricht für sie. Meistens bin ich im Unterricht als Übersetzerin dabei. Unsere Gruppe ist sehr vielfältig: Schüler*innen, Mütter mit ihren Babys, Rentner*innen – aber alle verstehen sich sehr gut.

Anfangs hatte ich Angst, den Geflüchteten aus der Ukraine zu persönliche Fragen zu stellen. Einer der Freiwilligen bringt immer seine Gitarre mit und am Ende des Unterrichts lernen wir normalerweise ein oder zwei Lieder auf Deutsch. Wir hatten zunächst Zweifel, ob es richtig ist, und ob die Lieder, die wir singen, nicht zu melancholisch oder zu fröhlich sind. Unsere Befürchtungen haben sich jedoch nicht bewahrheitet, da die Teilnehmenden offen sind und gern über sich selbst und ihre Familien erzählen. Im Unterricht herrscht eine angenehme, entspannte Atmosphäre und das macht mir viel Freude.

Wir arbeiten auch mit *Bridges over Borders* zusammen, einer Initiative, die Menschen an der polnischen Grenze abgeholt hat, die zum Beispiel als People of Colour oder aus der LGBTQI*-Community Schwierigkeiten hatten, auszureisen. Auch für sie bieten wir Sprachunterricht an.

Hinter den großen Statistiken verstecken sich ganz konkrete Menschen. In den Warteschlangen standen Menschen mit schweren Erkrankungen, Schwangere, Rollstuhlfahrer*innen, Menschen aus Drittstaaten. Ich denke auch an die Belarus*innen, die vor politischen Repressionen in die Ukraine geflohen waren und jetzt erneut gezwungen wurden zu fliehen.

Mir wurden viele berührende und oft auch schwierige Geschichten anvertraut. Und obwohl die Menschen fliehen mussten, sah ich in den Augen vieler Hoffnung und Optimismus.

Veranika Khamuleva aus Tschawussy/Belarus, war 2021/2022 ASF-Freiwillige im Internationalen Freiwilligenprogramm in Deutschland. Ihren Freiwilligendienst leistete sie bei *Asyl in der Kirche* und in der *Gedenkstätte Zwangslager Marzahn*, Berlin.

Bewunderung für die Dynamik des Helfens

Charlotte Schwarz

Die unterschiedlichen Orte und Anekdoten, Lebensgeschichten und Persönlichkeiten machen es für mich schwer, meine Erfahrungen in der Geflüchtetenarbeit zusammenzufassen. Neben dem allumfassenden Schock über die Geschehnisse sind die ersten Wochen des Angriffskrieges in meiner Erinnerung vor allem von Überforderung und Chaos geprägt. Ich erinnere mich an den Geruch des Willkommenszelts am Berliner Hauptbahnhof, in dem sich Katzenklo, Desinfektionsmittel und Thunfischsandwich auf ungute Weise vermengten. Akustisch erinnere ich hektische Freiwillige, die versuchen am Telefon Schlafplätze zu organisieren, und mit den Behörden über die Möglichkeit eines warmen Mittagessens diskutieren. Vor Augen habe ich tausende von deutschen SIM-Karten und die ausdruckslosen Gesichter derjenigen, die nicht wissen wohin.

In dieser Zeit war alles von den Folgen des Kriegs bestimmt. Die kollektive Selbstorganisation der Freiwilligen hat mich jeden Tag aufs Neue erstaunt und ich denke heute noch mit großer Bewunderung an diese Dynamik zurück. Immer wieder haben Menschen aus der Ukraine bei meiner Familie übernachtet, ich bin froh über jeden daraus gewachsenen Kontakt und die kleinen absurden Momente der Interkulturalität.

Seit einigen Monaten bin ich nun in Halle in der Geflüchtetenarbeit aktiv. Eine Gruppe von Ehrenamtlichen hat mit viel Unterstützung einen ungenutzten Flügel des Diakoniewerks zu einer Gemeinschaftsunterkunft umgebaut. Wir Freiwilligen helfen bei der Suche einer neuen Wohnung, dem Übersetzen und den Behördengängen. Im Vergleich zu den Erfahrungen in Berlin ist vieles entspannter und koordinierter, zwischen den Bewohner*innen und Freiwilligen sind enge Verbindungen geknüpft worden. Wichtig ist für mich auch der Freiraum, der den Menschen ermöglicht wird: Den Putzplan verfassen die Bewohner*innen selbst, es gibt eine eigene Küche und keinen Druck, auszuziehen.

Eines möchte ich noch erwähnen: In Berlin habe ich einen jungen Mann aus Nigeria kennengelernt, der in Kyjiw Medizin studierte. Bereits an der Grenze wurde er aufgrund seiner Herkunft diskriminiert, in Deutschland angekommen, ist seine Bleibeperspektive im Gegensatz zu Studierenden mit ukrainischer Staatsbürgerschaft unsicher. Diese Ungleichbehandlung macht mich wütend und kann nicht toleriert werden.

Charlotte Schwarz war 2020/2021 als ASF-Freiwillige beim *Rehabilitationszentrum für Opfer von Totalitarismus und Krieg* in Kyjiw.

Soliarbeit für die Ukraine – auf Jiddisch

Philip Schwartz

Nach dem 24. Februar brauchte ich einige Wochen, bis mein Alltag wieder in mehr oder weniger geordnete Bahnen fand.

In den ersten Wochen fühlte ich mich oft hilflos und wie gelähmt. Es tat gut, zumindest ein wenig Hilfe anzubieten: Für einige Wochen beherbergten meine Partnerin und ich bei uns in Wrocław ein Pärchen aus Kyjiw. Sascha war schon 2014 aus der Ostukraine geflohen; Marjana kommt ursprünglich aus einem kleinen Vorort Kyjiws. Nach ihrer Ankunft kamen ständig neue Hiobsbotschaften an – über die Massaker in Butscha und Irpin, wo ein Freund Saschas wahrscheinlich ermordet wurde, oder über den bombardierten Bahnhof in Kramatorsk, auf dem Saschas Eltern nur durch einen Zufall gerade zu dem Zeitpunkt nicht waren. Jetzt haben Sascha und Marjana hier in Wrocław eine Wohnung gefunden.

Außer der praktischen Hilfe nahm ich an verschiedenen Soliveranstaltungen teil. Das Haus der jiddischen Kultur in Paris, die *Medem*-Bibliothek, veranstaltete einen Abend zur jiddischen Lyrik von Autor*innen aus der Ukraine. Ich las aus dem Buch »Otem« (»Atem«) des symbolistischen Lyrikers Esro Fininberg. In der Reihe »Lesen für die Ukraine« stellte ich den jiddischen Schriftsteller Der Nister (Pinchos Kahanowitsch, 1884–1950) vor. Er stammte aus Berdytschiw und lebte in Charkiw.

Auch die ukrainisch-jüdische Kultur – ein wichtiger Teil der modernen Kulturgeschichte der Ukraine – ist bedroht durch Russlands Krieg. Archive, Kultureinrichtungen, Baudenkmäler und Synagogen werden zerstört. Menschen kommen ums Leben oder verlassen das Land – wie etwa Boris Zabarko, ein 86-jähriger Holocaust-Überlebender und Historiker, den ich während meines Freiwilligendienstes 2007/2008 kennenlernte und der im März nach Stuttgart geflüchtet ist. Dem SWR gegenüber bemerkte er: »Für uns Menschen in der Ukraine und besonders für die Juden ist [der Zweite Weltkrieg] das Schrecklichste in unserem Leben gewesen. Und jetzt am Ende unseres Lebens noch einmal ein großer Krieg.«

Philip Schwartz war 2007/2008 ASF-Freiwilliger im *Rehazentrum für Opfer von Kriegen und Totalitarismus* in Kyjiw und im jüdischen Sozialzentrum *Chesed*.

Fehler gehören dazu – genauso wie die Dankbarkeit der Geflüchteten

Carmen Traute

Durch Zufall habe ich vom *Kreativhaus* erfahren, einem Stadtteilzentrum in Berlin-Mitte, das Freizeitaktivitäten für Familien aus der Ukraine auf die Beine stellen wollte. Dort habe ich mich seit Ende März eingebracht.

Meine Aufgaben bestanden vor allem in der Organisation der Aktivitäten, Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation mit Teilnehmenden, Freiwilligen und Sprachmittler*innen. Schnell sind wir auf strukturelle Probleme gestoßen: fehlende Finanzierung, mangelnde Verfügbarkeit von Räumen, zu wenig Personal. Dennoch konnten die Angebote vor Ort schnell gestartet werden – ganz egal ob Basteln, Werkeln mit Holz, Sport für Kinder, oder das »SprachCafé« zum zwanglosen Deutschlernen. Später kamen dann noch Beratungsangebote dazu.

»Wir sind hier nicht in der Kardiologie« – mit diesem Satz hat meine Kollegin immer wieder versucht, zu verdeutlichen, dass Fehler in unserem Projekt für geflüchtete Familien aus der Ukraine unter Stress normal sind und passieren dürfen. Und stressig war es eigentlich immer. Zu wenige (oder auch zu viele) Freiwillige, doppelte Raumbelegungen, Fehler bei Uhrzeit oder Datum einer Veranstaltung – das alles gehörte ebenso dazu wie die Dankbarkeit der Familien und die Freude der Kinder über ein selbst gebasteltes Holzspielzeug oder einen Besuch im Zoo.

Carmen Traute war 2021/2022 ASF-Freiwillige im *Jüdischen Gemeindezentrum* in Wolgograd.

Dem Krieg Geschichten entgegensetzen

Henriette Ziemer und Paul Rehfeld

Der 24. Februar war für die meisten ehemaligen Freiwilligen in den osteuropäischen Projektländern von ASF sicher mehr als nur ein Nachrichtenereignis.

So lag es nahe, dass wir als ehemalige ASF-Freiwillige im östlichen Europa zueinander Kontakt suchten. Bereits im Laufe des März formierte sich ein loses Netzwerk aus ehemaligen Freiwilligen, die mit ASF in der Ukraine, in Belarus, Russland, Deutschland und Israel waren. Zunächst stand bei unseren online abgehaltenen Treffen der Austausch im Vordergrund und das Sammeln großer und kleiner Ideen, wie wir diesem Krieg mit unseren Erfahrungen, Kontakten und jetzigen Möglichkeiten etwas entgegensetzen könnten. Dazu gehörte zunächst einmal, sich gegenseitig auf dem Laufenden zu halten, Informationen über Demonstrationsaufrufe oder lokale Initiativen zur Unterstützung von Geflüchteten zu teilen. Ebenso ergab sich aus unserer Zusammenarbeit auch eine Spendensammlung, bei der wir dringend benötigte Ausrüstungsgegenstände zur Unterstützung eines ehemaligen Projektpartners besorgen und in die Ukraine senden konnten.

Unser Wissen und unsere Einblicke über Osteuropa, zugleich die vielen Kontakte in unsere Projektländer sind in diesen Zeiten eine wichtige Ressource. Wir können als Multiplikator*innen in der deutschen Gesellschaft, aber auch konkret im Rahmen von ASF auftreten. Dies brachte uns auf die Idee, Geschichten von Ukrainer*innen und anderen vom Krieg betroffenen Menschen zu sammeln, und diese in Zukunft auf den Kanälen von ASF zu veröffentlichen.

Paul Rehfeld war 2016/2018 Freiwilliger im *Czernowitzer Museum für jüdische Geschichte und Kultur der Bukowina* in Tscherniwzi.

Henriette Ziemer war 2018/2019 Freiwillige im Jüdischen Sozialzentrum *Hesed Arieh* in Lwiw.

Natalja Dolynskaja

35 Jahre alt, Abteilungsleiterin bei einem Finanzdienstleister in Kyjiw. Ihre Arbeit als Buchhalterin hat sie wegen des Einmarschs der russischen Invasoren verloren. In den ersten Kriegstagen traf ein Geschoss ihr Wohnhaus, weshalb sie gezwungen war, zu ihrer Freundin zu ziehen. Am dritten Kriegstag fand sie sich bei der Feldküche ein, wo zu dem Zeitpunkt nur fünf Personen standen und ein Tisch, an dem Tee, Kaffee und belegte Brote ausgegeben wurden. Die Küche wuchs mit jedem Tag weiter und einen Monat später bestand das Küchenteam bereits aus über 300 Ehrenamtlichen.

Mit der Zeit baten Angehörige der territorialen Verteidigungskräfte, Krankenhäuser, Obdachlose und Rentner*innen um Verpflegung, woraufhin die Anzahl an Portionen auf bis zu 8.000 täglich anstieg. Natalja übernahm die Verantwortung für das Verladen der Verpflegung und kontrollierte die gesamten Abläufe, um sicherzustellen, dass alles rechtzeitig ankam. Sie belieferten Soldat*innen im Feld oder auf den Militärbasen, Menschen in Krankenhäusern und mobile Ausgabestellen, die alleinstehende alte Menschen versorgten. Die ersten 33 Tage arbeitete sie am Stück, insgesamt verbrachte sie 70 Tage von früh morgens bis spät abends mit der Unterstützung der Küche. Inzwischen ist das Projekt eine offizielle Wohltätigkeitsstiftung.

Sprachlos leihe ich mir Worte, Bilder, Töne, Gebete

Marie Hecke

Der Krieg in der Ukraine macht mich sprachlos, raubt mir nicht nur den Atem, sondern auch die Worte. Ich habe die Ukraine, während meines Freiwilligendienstes 2006/2007 aus Belarus bereist, ein Land, durch das der Aufbruch wehte. In den ersten Wochen nach dem russischen Angriff bin ich in Gedanken über die Pflastersteine von Lwiw geschlendert, habe am Meer in Odesa gesessen und wieder auf den überdimensional großen Plätzen in Kyjiw gestanden. Ich frage mich, wie sich die Plätze und Straßen verändert haben.

Ich leihe mir die selbst nur provisorischen Worte und Bilder der Fotografin Mila Teshaieva. Sie hat von Anfang März bis Ende April 2022 auf *dekoder* über ihre Heimatstadt Kyjiw im Krieg berichtet. Ihr Tagebuch der ersten Kriegsmonate in Wort und Bild dokumentiert Zerstörung, Verbrechen und Tod, aber auch Zusammenhalt und Widerstand:

»Jetzt geht der Krieg schon mehr als einen Monat. Ein Monat sind 30 Tage, und jeder Tag bringt Nachrichten aus dem ganzen Land, die der Verstand ablehnt zu begreifen. Jeden Tag sage ich allen, die ich in Kyjiw treffe, den sinnlosen Satz: »Alles wird gut.« In diesem Satz gibt es einen Moment der Nichtakzeptanz als Überlebensinstinkt. Ich kann die von russischen Soldaten getöteten Kinder nicht in mich hineinlassen, verschließe mein Gehirn und meine Seele, damit ich nicht selbst zu einer Brandstätte werde. Jeden Tag denke ich, dass das, was schon passiert ist, das Schlimmste ist, was geschehen konnte, mehr geht nicht. Und dann bricht ein neuer Tag an.« Eine Freundin, ehemalige ASF-Freiwillige in der Ukraine, schreibt mir eine E-Mail: »Was kann ich tun? Wir können doch nicht nur zuschauen.« Wochenlang weiß ich nicht, was ich zurückschreiben kann. Mir fehlt eine Antwort. Ich habe ein Lied von *Tocotronic* im Ohr, das die Band kurz vor dem 24. Februar 2022 veröffentlicht hat, und leihe mir Töne: »Nie wieder Krieg. Nie wieder Krieg. Nie wieder Krieg. Keine Verletzung mehr. Nie wieder Krieg. Nie wieder Krieg. Nie wieder Krieg. Das ist doch nicht so schwer.« Aber auch *Tocotronic* weiß eigentlich: Es ist verdammt schwer. Ich verschenke eine Sommerjacke meiner Tochter an einen Jungen aus Kyjiw, damit er nicht mehr im dicken Wintermantel, mit dem er hierherkam, schwitzen muss. Ich schicke Stoßgebete zur Lebendigen gen Himmel und zweifele im selben Moment, ob Gebete standhalten oder zynisch verklingen.

Von dem Alttestamentler Jürgen Ebach habe ich gelernt, dass am Rande der Psalmen Israels viel Platz ist, ich eingeladen bin, mir von den Beter*innen der Psalmen Gebetsworte zu leihen. Hoffnungsworte und Wutworte. Ich setzte mich an den Rand von Psalm 140. Der Psalm wird in der jüdischen Tradition David zugeschrieben. Der kleine, schmächtige David, der gegen den großen, mächtigen Goliath nicht nur mutig und tapfer kämpft, sondern wider alle Logik gewinnt. Der Beter kannte die Bedrohung an Leib und Seele, wenn er betet: »Errette mich, Lebendige, vor bösen Menschen, behüte mich vor gewalttätigen Menschen, die Böses im Herzen ersinnen, täglich Krieg anzetteln.« Ich höre aus meiner behüteten Position im (noch) sicheren Deutschland zu. Der Beter fleht zum Gott Israels, zur Macht der Befreiung, in der Hoffnung, dass die Lebendige Recht schafft, die Gebeugten befreit: »Lass die Gier der Ruchlosen nicht zu, Lebendige. Lass ihren Plan nicht gelingen, sie zeigen sich sonst überlegen. Gift umgibt mich, das Unheil ihrer Lippen bedecke sie selbst. Glühende Kohlen mögen auf sie herabfallen, die Gottheit stürze sie in Wasserfluten, sie sollen nicht wieder aufstehen.« In unseren christlichen Gesangbüchern werden genau diese Stellen der Rachefantasien, der Vernichtung des Bösen, oft gestrichen. Es ist die Fantasie von David, der Goliath besiegt, die Fantasie der Unterdrückten, der Misshandelten und Machtlosen, die sich selbst ermächtigen und dadurch wieder handlungsfähig werden. Die Gewalt soll nicht das letzte Wort haben. Gott soll die Gewaltspirale durchbrechen. Befreien. Gerechtigkeit soll hergestellt werden. Die Lebendige schafft Recht. Amen.

Marie Hecke war 2006/2007 ASF-Freiwillige in Minsk, Belarus. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am *Institut für feministische Theologie, theologische Geschlechterforschung und soziale Vielfalt* der Kirchlichen Hochschule Wuppertal. Seit 2020 engagiert sie sich als Mitglied im Vorstand von ASF.

Der Satan hat begehrt, euch zu sieben wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dann umkehrst, stärke deine Geschwister. (Lukas 22, 31f.)

Satanisches Begehren

Gottesdienst am 9. November

Menschen sieben, aussieben, aussondern – das ist ein satanisches Begehren. Der 9. November erinnert uns daran, welch gewalttätige Folgen dieses Verlangen hatte und bis heute hat.

Wir gedenken der Opfer der Pogrome und bitten um Orientierung und Stärkung, um diesem satanischen Bestreben unter uns, um Antisemitismus und Judenhass zu widerstehen.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und die *Evangelische Akademie zu Berlin* laden ein zum Gottesdienst im Gedenken an die Pogrome 1938:

Mittwoch 9. November 2022, 19 Uhr, Französische Friedrichstadtkirche (Französischer Dom), Gendarmenmarkt, Berlin-Mitte

Hinweise zu Hygieneregeln finden sich gegebenenfalls, abhängig von der Entwicklung der pandemischen Lage, kurz vor dem 9. November auf: www.asf-ev.de

Der Gottesdienst wird über das Internet gestreamt. Der Link dazu findet sich am Tag vor dem Gottesdienst ebenfalls auf: www.asf-ev.de

TERMINE

2. NOVEMBER 2022 | 18 UHR
Zoom-Meeting
Der Krieg in der Ukraine: Folgen und Perspektiven für die ASF-Arbeit
Digitaler ASF-Salon

11./12. NOVEMBER 2022
Frankfurt/M. | Evangelische Akademie
Multiperspektivität in der Zeitenwende
Jahrestagung der *BAG Kirche und Rechtsextremismus*

1. DEZEMBER | 18 UHR
Zoom-Meeting
Zeitzeugengespräch mit Michaela Vidláková
Digitaler ASF-Salon

Weitere Informationen zu den Terminen unter www.asf-ev.de.

Zum Titelbild:

Wlad Malaschtschenko

26 Jahre alt und in Kyjiw geboren. Die Zeitschrift *Forbes* listet ihn unter den 30 erfolgreichsten ukrainischen Geschäftsleuten unter 30 Jahren. Bekannt wurde er durch die Eröffnung einer Bäckerei, in der Menschen mit Behinderungen arbeiten.

In den ersten Kriegstagen fand er Räumlichkeiten, in denen er und weitere Ehrenamtliche Brot für Bedürftige backen konnten. »Die Arbeit gibt mir Kraft. Wenn ich arbeite, denke ich nicht daran, dass ich gleich tot sein könnte. Und wenn ich doch daran denke, möchte ich anderen helfen, was ich tagtäglich tue.«

Sein ehrenamtliches Team buk jeden Tag 700 Brote. Inzwischen backen Menschen mit psychischen Erkrankungen 1.000 Brote pro Tag. »Unser Brot wird nach Charkiw und Mykolajiw geschickt, teilweise auch an die Front. Mein größter Wunsch ist es, am ersten Tag nach dem Sieg Champagner zu besorgen und allen Menschen um mich herum zu gratulieren.«

Zum Tod von Peter von der Osten-Sacken (3. März 1940 – 28. Juni 2022)

Christian Staffa

Der HERR steht mir zur Rechten, so wanke ich nicht. (Ps 16,8)

Paulus sagt: Gottes Hilfe habe ich erfahren bis zum heutigen Tag und stehe nun hier und bin sein Zeuge. (Apg 26,22)

Diese Verse bildeten Losung und Lehrtext am 28. Juni, dem Todestag von Peter von der Osten-Sacken. Sie berühren Charakter und Glauben dieses Lehrers der Kirche, der sein Leben dem jüdisch-christlichen Dialog und damit einem besseren und angemessenen, am Gespräch mit dem Judentum orientierten Verständnis christlicher Glaubens- und Lebensformen widmete. Ein echter Zeuge, der von seiner Zunft nicht geliebt wurde und wird, der aber nicht wankte und doch wusste, dass er auf Gottes Hilfe angewiesen war.

Nahe Marienburg geboren, dann als Flüchtling und Pfarrfamilienkind in der neuen »Heimat« eher geduldet als geliebt, gerettet von der gegenseitigen Liebe zum Fußball wurde er Neutestamentler, weil seine Gesundheit keinen Profisport erlaubte. Von 1973 bis 1993 war er Professor für Neues Testament an der Kirchlichen Hochschule Berlin (West) und damit jüngster Professor in Berlin, umgeben von einer ultrakonservativen Professorenschaft. Er übernahm das Institut *Kirche und Judentum* und baute es als Schnittstelle von Wissenschaft und Kirche mit einer unglaublichen Publikationstätigkeit aus. Sein Credo war, preiswerte und qualitativ hochwertige Bücher für alle Interessierten zu produzieren, um das kirchliche Bewusstsein, wenn ich so sagen darf, zu verändern. Als er zwei Jahre Rektor der kirchlichen Hochschule war, war ich AStA-Vorsitzender und er mein einziger institutioneller lehrender Lichtblick neben den Lehrenden, die wir selbstverantwortet als AStA an die Hochschule holten, um etwas Vernünftiges zu lernen. Mir wurde klar, dass er neben dem Ausbau des Institutes *Kirche und Judentum* bezogen auf die Veränderung des Lehrkörpers einen für mich als 20-Jährigen unvorstellbar langen Atem hatte. Aber in Teilen gelang der Umbau mit Neuberufungen tatsächlich schon zu meiner Studienzeit.

Ab 1993 bis zu seiner Emeritierung 2005 war er dann Professor für Neues Testament und Christlich-Jüdische Studien an der Humboldt-Universität Berlin. Leiter des Institutes blieb er bis 2007. Peter von der Osten-Sacken schrieb seit 1978 für die ASF-Israel-Predigthilfen. Seine Beiträge brachte dann Wolfgang Raupach in einem Buch zusammen: »Weisung fährt von Zion aus, von Jerusalem Seine Rede. Exegesen und Meditationen zum Israelsonntag«, Berlin 1991. Ein immer noch wunderbar lesbares und inspirierendes Buch. Zuletzt kam er auf ASF zu, weil wir beide in die Buchproduktion verliebt waren, um die zweite Auflage der »Präfamina. Einleitungen zu den Lesungen des Gottesdienstes« neu bearbeitet von ASF herauszubringen. Hier wurde sein Bestreben deutlich, die Kontexte der Predigttexte aus einer jüdisch-christlichen Perspektive zu erschließen. Zum 500. Geburtsjahr von Martin Luther 1984 beschrieb er Aufbrüche mit Martin Luther in dem Buch »Katechismus und Siddur«, das überraschend viele Ähnlichkeiten des so gesetzesfeindlichen Luther in seinem »Katechismus mit dem Siddur« feststellt. Luther ließ ihn nicht los, denn er war überzeugt davon, dass wir Luther nicht einfach dem christlichen Antijudaismus überlassen können. Dabei hat er Luthers Protoantisemitismus – das war der Begriff für Luthers Judenfeindschaft, auf den wir uns einigten – nie beschönigt, aber eben doch versucht, die Ambivalenzen und seine exegetischen Stärken nicht zu vernachlässigen. Ganz im Sinne Albert Friedländers, der 1983 in einem fiktiven Gespräch mit Luther sagte: »Du hast uns das Alte Testament gerettet, nun schließe die Folterkammer.«

Seine letzten beiden Bücher waren der großartige Galater-Kommentar »Der Brief an die Gemeinden in Galatien« mit Vertiefungen, die den Galaterbrief auf aktuelle Konfliktlagen wie zum Beispiel die Beschneidungsdebatte hin auslegte, und das Büchlein »Die Bibel und ihre kühnen Geschichten. Das 1. Buch Mose für Kinder zwischen 12 und 120«, von ihm illustriert und für seine Enkelin und seinen Enkel aufgeschrieben. Ganz nah ist er da seinem Paulusverständnis von Glaubens-, Liebes- und Hoffnungsgeschichten. Der Geist, der sich auch immer solidarisch mit den Marginalisierten zeigte, ihre Geschichten erzählte, Paulus Geschichte und eben die des Gottes Israel und des Vaters Jesu Christi, ging ihm nie aus, aber leider sein Atem. Er war ein großes Geschenk: theologisch, emotional, als Weg- und Zeitgenosse, ein Lehrer, ein Freund, a mensch. Peter von der Osten-Sacken wird uns fehlen.

Dr. Christian Staffa, Antisemitismusbeauftragter der EKD und Studienleiter der *Evangelischen Akademie zu Berlin*, war von 1999 bis 2012 ASF-Geschäftsführer.

Der ausführliche Nachruf findet sich unter:
www.asf-ev.de/ueber-uns/weggefaehrtinnen/

Zofia Posmysz wird uns sehr fehlen (23. August 1923 – 8. August 2022)

Judith Hoehne-Krawczyk

Wir trauern um Zofia Posmysz. Sie wurde in Krakau geboren und verstarb im Alter von 98 Jahren in Oświęcim. Sie war Überlebende von Auschwitz und Schriftstellerin.

Um ihre Schulausbildung nach Kriegsbeginn 1939 fortzusetzen, besuchte sie illegal organisierten Unterricht. Dabei kam sie mit der Untergrundpresse in Berührung, die Klassenkamerad*innen vertrieben. Die ganze Gruppe wurde vermutlich aufgrund einer Denunziation am 15. April 1942 verhaftet.

Nach einem sechswöchigen Aufenthalt im Gefängnis von Montelupich kam die 18-jährige Zofia Posmysz am 30. Mai 1942 nach Auschwitz, wo sie bis Januar 1945 interniert blieb. Dort überlebte sie nicht nur die katastrophalen Bedingungen im Frauenlager in Birkenau, sondern auch die Strafkompanie in Budy sowie eine schwere Typhuserkrankung. Im Rahmen der Evakuierung von Auschwitz musste sie mit anderen Häftlingen nach Ravensbrück und dann in das Außenlager Neustadt-Glewe marschieren, wo sie am 2. Mai 1945 die Befreiung durch die Alliierten erlebte. Von dort machte sie sich zusammen mit zwanzig Frauen zu Fuß auf den Weg nach Polen. Ende Mai erreichte sie Krakau.

Um eine Arbeit aufzunehmen und ihre Ausbildung fortsetzen zu können, zog Zofia Posmysz nach Warschau, wo sie 1946 ihr Abitur bestand. Danach studierte sie Polonistik an der Universität Warschau und arbeitete nachts als Korrektorin für eine Tageszeitung.

Ihre literarische Karriere begann mit dem Hörspiel »Die Passagierin aus Kabine 45« (1959), das aufgrund seiner Resonanz, bald für das Fernsehen adaptiert wurde. Zofia Posmysz' Werk ist autobiographisch geprägt und spiegelt die Realität des täglichen Überlebens im Lager wider. Es wurde in viele Sprachen übersetzt, auf Deutsch erschien unter anderem »Die Passagierin«, »Urlaub an der Adria« und »Befreiung und Heimkehr«.

Zofia Posmysz legte nicht nur als Schriftstellerin Zeugnis von Auschwitz ab. Viele Jahre berichtete sie Jugendlichen in der *Internationalen Jugendbegegnungsstätte* in Oświęcim (IJBS) von ihren Erfahrungen im Lager. Die Treffen mit jungen Menschen waren für sie von großer Bedeutung: »Was ist die IJBS für mich? Ein Ort, wo ich wie sonst nirgendwo das Gefühl habe, dass mein Leben nicht nutzlos und leer ist, wo ich überzeugt bin, dass ich noch etwas zu tun habe, etwas Nützliches. Ein Ort, wo ich unter mitfühlenden, vertrauten und herzlichen Menschen bin.«

Ihr war an ehrlichen Antworten gelegen, auch wenn es ihr schwerfiel, solche zu finden. Sie wählte ihre Worte mit Bedacht und hatte immer eine Botschaft parat: »Man muss sich davor hüten, sich Ideologien willenlos und absolut zu unterwerfen. Denn auch eine edle Idee kann in eine mörderische Waffe verwandelt werden.« Ihr Blick war dabei nicht nur der Geschichte zugewandt, sie war eine aufmerksame Beobachterin aktueller Ereignisse.

Bis vor wenigen Wochen lebte Zofia Posmysz in ihrer Wohnung in Warschau, wo sie von ASF-Freiwilligen regelmäßig Besuch erhielt.

Für ihr unermüdliches Engagement zum Gedenken an die Opfer von Auschwitz und für die deutsch-polnische Verständigung wurde Zofia Posmysz mit Preisen und Auszeichnungen geehrt: 2012 mit dem *Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland am Bande* und 2020 mit dem *Orden des Weißen Adlers*, der höchsten Auszeichnung der Republik Polen.

Zofia Posmysz wird uns sehr fehlen. Wir danken für ihr Zeugnis und werden die Erinnerung an sie wachhalten.

Judith Hoehne-Krawczyk ist Leiterin der Projekte der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in der *Internationalen Jugendbegegnungsstätte* in Oświęcim/Auschwitz (IJBS) und stellvertretende Leiterin der Bildungs- und Programmabteilung.

Nadeschda Wasyljewa

1939 in Belarus in der Nähe von Minsk geboren, lebt alleinstehend. Mit zwanzig begann sie in medizinischen Einrichtungen zu arbeiten – ganze 51 Jahre lang. Sie erinnert sich an den Zweiten Weltkrieg, an Schießereien, Explosionen, Brände, Flugzeuge am Himmel und daran, wie ihre Mutter sie draußen auf dem Feld vor den Luftangriffen in Schutz nahm. Ihre Mutter schloss sich der Partisanenbewegung an, wurde 1942 gefasst und von deutschen Soldaten erschossen.

In den ersten Tagen nach der russischen Invasion musste sie wieder Explosionen und Schüsse ertragen und wieder sah sie Militärwagen und brennende Häuser. Als sie im Hof kehrte, traf ein Geschoss ihr Haus und es begann zu brennen. Nadeschda versteckte sich mit ihren Hunden in der Scheune. Das Haus brannte komplett nieder, zusammen mit all ihren Dokumenten und ihrem Hab und Gut. Ihr blieb nur das zurück, was sie am Leib trug. Sie hat keinen Strom und kein Haus mehr, aber ihre Hühner, die Eier legen, sind noch am Leben. Nadeschda bereitet ihr Essen auf einem Lagerfeuer unter offenem Himmel zu.

Drei Monate nach dem Angriff errichteten Ehrenamtliche auf ihrem Grundstück ein mobiles Fertighaus mit sanitären Einrichtungen.

Zur Bildserie:

Alexander Checkmenev

Geboren 1969 in Luhansk/Ukraine, zog 1997 nach Kyjiw, wo er bis heute lebt. Sein Werk dokumentiert das ukrainische Leben der 1990er Jahre ungeschönt in aller Alltäglichkeit. Es bildet die sozialen und politischen Brüche der Zeit ab.

In den Wochen nach dem 24. Februar verändert sich das Leben in Kyjiw. Viele Menschen fliehen aus der Stadt, Verteidigungseinheiten ziehen auf. Suppenküchen, Erste-Hilfe-Stationen und Luftschutzräume organisieren sich spontan – während einer unablässigen Bombardierung. Chekmenev fotografiert die Straßen und Menschen im Kriegszustand. Mit einigen der Portraitierten verabredet er sich, auf andere geht er zu, als er sie zufällig auf der Straße, in ihren Unterkünften oder in ihren neuen Rollen trifft.

Chekmenevs Ansatz ist dabei, dass alle Menschen in ihrer Würde künstlerische Aufmerksamkeit verdienen: »Das Land besteht aus Menschen und ich möchte jeden einzeln davon erhöhen und mit Respekt behandeln.«

www.alexanderchekmenev.com

Ich möchte die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste unterstützen!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel Geprüft seit 2001

Aktionscode
ZI22B02

Ich werde Mitglied

☐ Ich möchte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) meine Stimme geben und Mitglied werden (Mitgliedsbeitrag: 70 Euro, ermäßigt: 35 Euro).

Bitte senden Sie mir einen Mitgliedsantrag zu:

Name: .....

Adresse: .....

Mitgliedsantrag auch online unter: www.asf-ev.de/de/engagiere-dich/mitglied-werden/

Ich spende

☐ Bitte ziehen Sie ab dem ..... (Datum) von meinem Konto ..... Euro
☐ einmalig ☐ monatlich ☐ vierteljährlich ☐ jährlich ein.

Dazu ermächtige ich ASF, die oben genannte Spende von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen.
Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von ASF auf mein Konto gezogene Lastschrift einzulösen.

Name: .....

Vorname: .....

IBAN: ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐

E-Mail-Adresse für Einladungen und weitere Informationen: .....

ASF Gläubiger-Identifikationsnummer DE33ZZZZ00000347023 | Die Mandatsreferenznummer teilen wir mit dem Dankesschreiben mit.

Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

.....
Ort, Datum und Unterschrift der/des Kontoinhaber*in

... oder einfach online spenden unter **www.asf-ev.de**

Bitte an: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin. Fax: 030 28 395 135
E-Mail: spende@asf-ev.de

Spendenkonto Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
BIC: BFSWDE33BER | IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Hinweis zum Datenschutz: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. verwendet personenbezogene Informationen nur zur Erfüllung ihrer Aufgaben innerhalb der Organisation. Wir geben Personendaten nur an Dritte weiter, sofern dies für ihre Aufgaben erforderlich, gesetzlich vorgeschrieben oder erlaubt ist oder eine Einwilligung vorliegt. Rechtsgrundlage für diese Datenverarbeitungen sind die Abwicklung der Spende gem. Art. 6 Abs. 1 lit. b) DSGVO sowie unser berechtigtes Interesse gem. Art. 6 Abs. 1 lit. f) DSGVO, unsere Spender*innen über die Verwendung der Spende und unsere Arbeit zu informieren. Weitere Informationen zum Datenschutz finden Sie unter: www.asf-ev.de/de/datenschutz/

Unterstützen Sie junge Freiwillige aus Osteuropa!

Friedensdienste mit ASF bringen junge Menschen aus der ganzen Welt zusammen. Seien Sie jetzt ein Jahr mit dabei und übernehmen Sie eine Patenschaft für Freiwillige aus osteuropäischen Ländern, die sich in Projekten in Deutschland und Polen engagieren.

Freiwilligen-Patenschaften:

- **www.asf-ev.de/freiwilligen-patenschaft**
  Internationale Freiwillige und ihre Projekte finden Sie unter »Deutschland« und »Polen«.
- **Tel. (030) 28 395 208**
  Rufen Sie uns gerne an.

Foto: privat

»Der Freiwilligendienst mit ASF gehört zu den prägenden Erfahrungen in meinem Leben; von der Art der Auseinandersetzung mit Antisemitismus profitiere ich bis heute. Zu den Patenschaften kam ich über die Tochter eines Freundes. Inzwischen fokussiere ich meine Unterstützung auf Freiwillige aus dem Ausland, insbesondere aus osteuropäischen Ländern. Ich freue mich, dass ich sie damit willkommen heißen kann, und finde die in ihren Berichten aufscheinenden unterschiedlichen Persönlichkeiten oftmals sehr berührend.«

ELISABETH PELSTER, *ehemalige ASF-Freiwillige in Israel und früher Senior Operations Manager & Policy Advisor, UNHCR (Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen)*

GESCHICHTE ERLEBEN – ZUKUNFT GESTALTEN

SPENDENKONTO AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE: IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00

DZI Spenden-Siegel

Das Spenden-Siegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI) bescheinigt den verantwortungsbewussten Umgang mit den anvertrauten Mitteln. Als Zeichen für Vertrauen trägt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. seit 2001 das DZI Spenden-Siegel.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU- / EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.

Begünstigte: Name, Vorname/Firma
ASF e.V.

IBAN
DE68 1002 0500 0003 1137 00

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
BFSWDE33BER

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Danke für Ihre Spende!

Betrag: Euro, Cent

Spenden- / Mitgliedsnummer oder Name der / des Spender*in:
Zi22B02

ggf. Stichwort

PLZ und Straße der/des Spender*in:

Angaben zu Kontoinhaber*in / Zahler*in: Name, Vorname / Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN
DE 06

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Beleg / Quittung für Auftraggeber*in

IBAN Kontoinhaber*in

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80, 10117 Berlin

IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00
Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist wegen Förderung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27 / 659 / 51675 vom 28.08.2020 für die Jahre 2017 bis 2019 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit.
Es wird bestätigt, dass die Zuwendung nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Ihre Spendenbescheinigung

schicken wir Ihnen jeweils zu Beginn des Folgejahres automatisch zu. Für Beträge bis zu 300 Euro genügt dieser quittierte Beleg zusammen mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung.

Name Auftraggeber*in / Quittungsstempel

NORDWAY